anva
84-B
32070

Stätten der Bildung

Band 2

Die Universität Halle-Wittenberg

Im Furche-Verlag / Berlin

500

Stätten der Bildung

Band 2

Die Universität

Halle-Wittenberg

Von

Bernhard Weißenborn

Herausgegeben
mit Unterstützung der Universität
und der Stadt Halle

Im Furche-Verlag / Berlin

Einband- und Umschlagzeichnung von F. H. Ehmcke. Das erste bis fünfte Tausend des Buches wurde im Herbst 1919 von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig gedruckt. Die Klischees fertigte die F. Bruckmann-A.G. in München an.

Vorwort

Die Anregung zu vorliegender Schrift stammt aus dem Juni des Jahres 1917. Damals waren seit der Vereinigung der Universitäten Halle und Wittenberg hundert Jahre verflossen, und mit der Festfeier wurde eine Ausstellung von Gedenkstücken aus der Geschichte beider Universitäten verknüpft. Ein diese Ausstellung besuchendes Mitglied des „Deutschen Studentendienstes von 1914" schlug vor, das zusammengebrachte Bildermaterial für eine Darstellung der hallischen Bildungsstätte nutzbar zu machen, und zwar im Rahmen eines größeren Planes, nach dem deutsche Stätten der Bildung in Einzeldarstellungen behandelt werden sollten. Der Rektor beauftragte daraufhin den Unterzeichneten im Namen des Senats mit der Abfassung des betreffenden Buches. Man glaubte erst, daß die gegenwärtige Zusammensetzung des akademischen Lehrkörpers und die Einrichtungen der hallischen Hochschule im Mittelpunkte der Darstellung stehen müßten, um den aus dem Felde zurückkehrenden Kommilitonen die Auswahl der Universität erleichtern zu können. Da Halle aber damals voraussichtlich als erste Universität mit ihrem Buche herauskommen mußte, wurden Bedenken dagegen geltend gemacht, und so hat man schließlich im Juni 1918 beschlossen, sich darauf zu beschränken, die geschichtliche Entwicklung beider Universitäten zu schildern.

Der erste und längere Teil bringt einen historischen Überblick, der hinsichtlich der Einrichtungen der Hochschule bis zum laufenden Jahr hinabgeht, hinsichtlich der Mitglieder des Lehrkörpers aber alle heute noch in Halle Lehrenden von der Darstellung ausnimmt.

Der zweite Teil beschreibt in gedrängter Kürze den Schauplatz, auf dem die hallische Fridericiana gewirkt hat und noch wirkt.

Es wird sich da zeigen, daß die bedeutsame Pflege der Geistes-

wissenschaften seitens der heutigen Universität auf alten, ehrwürdigen Traditionen beruht, und daß die besonderen Natur- und Kulturschätze der den Musensitz umgebenden Landschaft die starken Wurzeln des Gedeihens der naturwissenschaftlichen Studien sind. Eine reiche Geschichte, wie sie unsere Alma mater aufweist, soll uns zugleich Ansporn sein zu neuen Friedenswerken auf allen Gebieten der Wissenschaft.

Den 47 Bildern liegen größtenteils von Herrn Dr. Willy Warstat aufgenommene Photographien zugrunde.

Halle, Ende Mai 1919. Weißenborn.

I.

Historischer Überblick

Die Universitäten Halle und Wittenberg vor ihrer Vereinigung im Jahre 1817

Wittenberg

Einleitung

Der Titel unseres Buches „Halle-Wittenberg" muß sich bei der Betrachtung der Geschichte dieser Hochschule eine Umkehrung gefallen lassen: Wittenberg, Halle; denn Wittenbergs Universität bestand bereits beinahe zwei Jahrhunderte, als die Alma mater Halles gegründet wurde.

Wenn bei der Erforschung von Stadtgeschichten der Gelehrte oft auszuführen in der Lage ist: Hier mußte, oder wenigstens, hier konnte ein reiches Gemeinwesen erblühen, alle Bedingungen dafür waren gegeben, so läßt sich gleiches nicht von der Gründung und der Geschichte von Universitäten sagen. Hier spielen zu viele unwägbare Einflüsse mit. Man kann höchstens sagen, der Südwesten Deutschlands habe infolge seiner älteren Kultur früher ein dichtes Netz von Hochschulen gehabt als der Norden und Osten. Im übrigen kommt es im Lebenslauf einer Hochschule viel mehr auf die Initiative hochstehender oder sonstwie bedeutender Personen an.

Die Universitäten zu Erfurt (gegründet 1392) und Leipzig (gegründet 1409) waren lange Zeit, abgesehen von dem ziemlich weit entfernten Rostock, nebst dem diesem benachbarten Greifswald, und dem noch abgelegeneren polnischen Krakau, die einzigen für alle Lande nördlich und östlich dieser beiden Städte. Leipzig gehörte um 1400 schon den Wettinern. Einer Linie der Wettiner wurde nicht viel später die alte sächsische Kurwürde zugleich mit dem Herzogtum Sachsen-Wittenberg übertragen. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts kamen nun einmal alle Wettinischen Länder in der Hand zweier gemeinsam regierender Brüder zusammen. Doch bereits 1485 erfolgte die Teilung des Gesamthauses in die beiden Hauptlinien der Ernestiner und Albertiner, und bei dieser Teilung erhielten die Albertiner, die nicht kurfähig waren, Leipzig. Hatte die Kurlinie auf den Besitz der Universität keinen Wert gelegt? Oder hatte man anders nicht

zu einer Einigung gelangen können? Genug, bald richtete die Kurlinie ihrerseits die Absicht auf Gründung einer Hochschule[1]). Wieviel hierzu die besondere Anregung Kaiser Maximilians, oder die auch dieser zugrunde liegende, immer mehr um sich greifende humanistische Bewegung beigetragen hat, ist nicht mehr zu erkennen. Kurfürst Friedrich der Weise entschied sich für Wittenberg, das er erst vor kurzem mit einem neuen, prächtigen Schloßbau und dem zu Ehren seiner Reliquiensammlung errichteten Allerheiligenstift geschmückt hatte, als Sitz der neuen Gründung. Man kann sonst über die Zweckmäßigkeit dieser Wahl denken, wie man will, einen Vorteil hatte Wittenberg: es sprang in das obengenannte Gebiet Deutschlands, das noch keine Hochschulen hatte, gleichsam vor. Doch wurde diese Gunst der Lage alsbald durch die ein paar Jahre später von den Hohenzollern gestiftete Universität zu Frankfurt an der Oder wieder unwirksam gemacht.

Die Stadt Wittenberg

Wittenberg war auch damals als Stadt wie noch heute nicht annähernd so bedeutend wie Halle, geschweige denn wie Leipzig. Gelehrter Eifer hat versucht, Calaegia, eine bei Ptolemäus erwähnte Stadt Germaniens, als Vorläuferin Wittenbergs nachzuweisen[2]). Den Namen der Stadt deutete man im Hinblick auf die Hochschule als „Berg der Weisheit". Die Hochschule selbst wurde Leucoris oder die Leucorea, auch wohl Albioris genannt, was der richtigen Etymologie des Stadtnamens gerecht wird; später auch Elbathen. Die Stadt war nicht gesund zu nennen; ständig ging das Kalte Fieber um, der vielen stillstehenden Wasser wegen (Altwasser der Elbe u. a.). Die Umgebung konnte keine landschaftlichen Reize aufweisen: Sand und Kiefern wie vielerorten im Norddeutschen Flachland. Eine Gelegenheitsschrift zur dritten Säkularfeier der Universität schildert voll Begeisterung den Weg zum Elbtor hinaus über den Damm und die Elbbrücke. Es war das einzige schöne Bild, das der Verfasser hatte finden können: „Ein hellglänzender, breiter Strom, hier von grüngemalten Auen, dort von hochgewipfelten Eichen bekränzt, nahe und

[1]) Wer sich näher über die Universität Wittenberg unterrichten will, der findet bei Walter Friedensburg: Geschichte der Universität Wittenberg, Halle a. S. 1917 alles beisammen, Darstellung und Literaturangaben.

[2]) Von anderer Seite ist C. mit Halle identifiziert worden, doch haben die hallischen akademischen Kreise nie davon Gebrauch gemacht.

ferne Dorfschaften, zahlreiche Herden von Rindvieh und Rossen, ferne Hügel mit weitgedehnten Wäldern". Als der Lerneifer unter Luther und Melanchthon im Zenit stand, rühmte ein Student sogar die Dürftigkeit Wittenbergs. „Es gibt nichts, was vom Studium abzieht: die Gegend ist reizlos, die Bevölkerung ungebildet, der Tisch nichts weniger als üppig und der Wein eine unbekannte Sache!" Doch auf solche Lehrer kann man nicht allzeit rechnen, die ihre Schüler so in ihren Bann nehmen.

Abb. 1. Wittenbergs Marktplatz in der Gegenwart. Rathaus, Stadtkirche, Denkmäler Luthers und Melanchthons. (Phot. W. Warstat.)

Gründung der Universität

Damals galten nur Kaiser und Papst für befugt, die Rechte und Freiheiten, die das Wesen einer Universität ausmachen, zu verleihen. So hat der Kurfürst auch für die Wittenberger Hochschule ein Diplom Maximilians ausgewirkt; mit dem kirchlichen Segen hatte er es fürs erste nicht so eilig, vielmehr lud er gleich nach dem Empfang des Diploms zum Besuch seiner Hochschule ein, und zwar durch ein kleines, gedrucktes Blatt, dessen einziges zur Zeit

nachweisbares Exemplar sich in Halles Marienbibliothek erhalten hat. Am 18. Oktober 1502 versammelten sich die unterdessen vom Kurfürsten herangezogenen Doktoren und Magister in der Pfarrkirche der Stadt zur Weihefeier, die in der Bestellung von Rektor und Dekanen ausklang. Die Vorlesungen wurden sofort aufgenommen, ebenso schritt man bald zu Promotionen. Nun erst bemühte sich Friedrich bei Gelegenheit der Weihung der Schloßkirche um die kirchliche Bestätigung seiner Gründung seitens des damals in Deutschland weilenden apostolischen Legaten. Jetzt vergaß man aber auch nicht, sich einen sogenannten Butterbrief ausstellen zu lassen, kraft dessen die Angehörigen der Universität in der Fastenzeit Milchspeisen, Butter und Käse essen durften.
Bei der Errichtung der Hochschule standen dem Kurfürsten vor allem zwei Männer zur Seite, sein humanistisch gesinnter Leibarzt, der Leipziger Professor Martin Polich aus Mellrichstadt, und der Augustinerprior Johann von Staupitz. Jener bestimmte den Geist der neuen Gründung, dieser brachte ihr aus den Reihen seiner Ordensleute viele Lehrer und Hörer und hat ihr auch den größten, Martin Luther, zugeführt. Auch waren Staupitzens Beziehungen zur Tübinger Hochschule die Veranlassung, daß diese in vielerlei Hinsicht vorbildlich für Wittenbergs Einrichtungen geworden ist.

Die Verfassung der Universität

In der ersten Zeit stand der Universität als oberste Behörde das Kollegium von vier Reformatoren vor. Es waren vom Kurfürsten berufene Mitglieder des Lehrkörpers. Der Rektor sollte stets im Kollegium sein. Sie sollten die Befolgung der Statuten überwachen und diese nötigenfalls reformieren, und so ist auch ihr Name zu verstehen. Sie waren Appellationsinstanz gegenüber allen Organen der Hochschule, hatten das Kassenwesen, die literarische Zensur und akademische Disziplin, ja sogar den Vorlesungsplan unter sich. Neben diesem Kollegium stand der Kanzler. Der eigentliche Repräsentant der Hochschule war wie heute noch der Rektor. Ihm zur Seite trat die Gesamtheit der Doktoren als Senat. Aus ihrer Wahl ging der Rektor hervor, der halbjährlich wechselte. Der Kreis, aus dem der Rektor genommen werden konnte, war aber bedeutend größer gezogen als heute. Es genügte, wenn der Betreffende Student war, es konnte also vom Besitz eines akademischen Grades abgesehen werden, was

aber nur bei Fürstlichkeiten geschah. Nahmen diese die angetragene Würde an, so führte ein Professor als Prorektor die Geschäfte. Ein Nachklang der Zeit, in der die Universitäten rein kirchliche Institute waren, ist in der uns sonderbar anmutenden Bestimmung zu spüren, daß Verheiratete von der Führung des Rektorats ausgeschlossen sein sollten. In den einzelnen Fakultäten war, wie auch heute, der Dekan das Oberhaupt. Zu allen Handlungen, die das wissenschaftliche Ansehen der Hochschule berührten, war die Zustimmung der Dekane erforderlich. Später, zur Zeit Augusts, 1580, wurde das Reformatorenkollegium[1]) aufgehoben. Zugleich wurde in dem Dresdener Oberkonsistorium eine Aufsichtsbehörde in theologischen Dingen eingerichtet, deren Befugnisse sich auch auf die Landesuniversitäten erstreckten. In kurzem wurde das Oberkonsistorium für alle Professorenberufungen maßgebend.

Alle Vorlesungen waren unentgeltlich. Die Professoren waren zumeist als Inhaber geistlicher Würden des Allerheiligenstifts mit kirchlichen Pfründen ausgestattet. Der Kurfürst rühmt sich in dem Verzeichnis seiner Reliquien, dem Heiltumsbuche von 1509, daß er die Stiftskirche in die Universität und die Universität in die Stiftskirche ganz und gar habe vereinigen und einverleiben lassen. Doch dauerte dieser Zustand nicht lange. Infolge der Reformationsbewegung wurden 1525 die Einkünfte des Stifts für die kurfürstliche Kammer eingezogen, und den Dozenten wurde von dort aus ein für jeden besonders festgesetztes Gehalt gezahlt. Die Dozenten standen unter strenger Aufsicht der Regierung, die jede Versäumnis im Kolleghalten mit empfindlichen Geldstrafen ahndete.

Der Unterrichtsbetrieb

Die beiden wesentlichen Teile des Unterrichtsbetriebes waren die Vorlesungen und die Disputationen. Für letztere war der Freitag jeder Woche festgesetzt. Der Unterrichtsstoff war noch ganz der mittelalterliche. In der Theologie waren die Vorlesungen über die Bibel nur die notwendige Durchgangsstufe für den Anwärter auf den Doktorhut, der dann erst gewürdigt wurde, über die erste Hälfte der Sentenzen des Lombardus und nach weiteren Jahren über die zweite Hälfte zu lesen. Bei den Juristen zog sich die

[1]) In der folgenden Darstellung kommt das Wort „Reformatoren" in dieser Bedeutung nicht wieder vor, sondern geht stets auf die geistigen Führer der kirchlichen Reformation.

Pandektenvorlesung durch vier Jahre hindurch. In der Medizin bestand der Unterricht lediglich in der Erklärung der griechischen und arabischen Klassiker dieser Wissenschaft. Der Artistenfakultät hatte sich dem Zuge der Zeit folgend eine humanistische Abteilung angegliedert. Bald war ein Kreis von Humanisten oder Poeten, wie sie wohl auch genannt wurden, zusammen, der nach kurzer Zeit den Unterricht in der lateinischen Sprache reformierte, indem er das drei Jahrhunderte im Gebrauch befindliche Doctrinale verließ und eine neuere Grammatik zugrunde legte. Allmählich fand auch das Griechische an der Hochschule Eingang, sogar mit Betonung seines Wertes für die Bibelerklärung. In der Philosophie bildete Aristoteles den Mittelpunkt. In der Auslegung dieses universalen Geistes hatte es das Mittelalter ja mit der Zeit zu drei philosophischen Schulen gebracht. In Wittenberg hing man zuerst nur dem Thomismus und Scotismus an, den beiden älteren Systemen. Dann aber bequemte man sich dazu, einen Occamisten, d. h. einen Vertreter des neuen Weges, zu berufen. Doch schon im folgenden Jahr (W.-S. 1508/9) wurde der Mann in Wittenberg immatrikuliert, der all diesen gelehrten Streit durch eine ganz neue Fragestellung in den Hintergrund schieben sollte — Martin Luther.

Luther und Melanchthon sowie ihre Mitarbeiter

Als Luther dann später zum ordentlichen Lehramt, als Doktor der Theologie, berufen wurde, ging er nicht über die Bibel hinaus zu den Vätern, sondern blieb bei der Bibel als dem Höchsten und widmete sich nur ihrer Auslegung. Bald entbrannte sein Eifer gegen Aristoteles, dessen Lehre seiner Anschauung von der Gnade im Wege stand. Ebenso veranlaßte seine Hinneigung zu Augustin Luther dazu, der Scholastik den Krieg zu erklären. Sein Dringen auf sachliche Erklärung der Heiligen Schrift lag im humanistischen Zeitalter in der Luft und führte ihm von allen Seiten Anhänger zu. Der alte Wissenschaftsbetrieb wurde von nicht wenigen verlassen, die sich auch nur auf die Bibel legen wollten, den größten Klassiker. Aber auch neue Fächer fanden nun ihre Vertretung, wie Hebräisch. Doch lag die Gefahr nahe, daß die philosophisch-philologischen Disziplinen, nur als Dienerinnen behandelt, eigener wissenschaftlicher Pflege entbehren mußten, ja, daß infolge einer auf die Bibel gegründeten Selbstgenügsamkeit eine Verwilderung des Geistes eintreten würde. Daß dies nicht geschehen ist, bleibt das

Verdienst des in der nächsten Zeit nach Wittenberg berufenen Melanchthon.
Nicht umsonst Praeceptor Germaniae genannt, ist Magister Philippus, im engsten Einvernehmen mit Luther, der Reorganisator

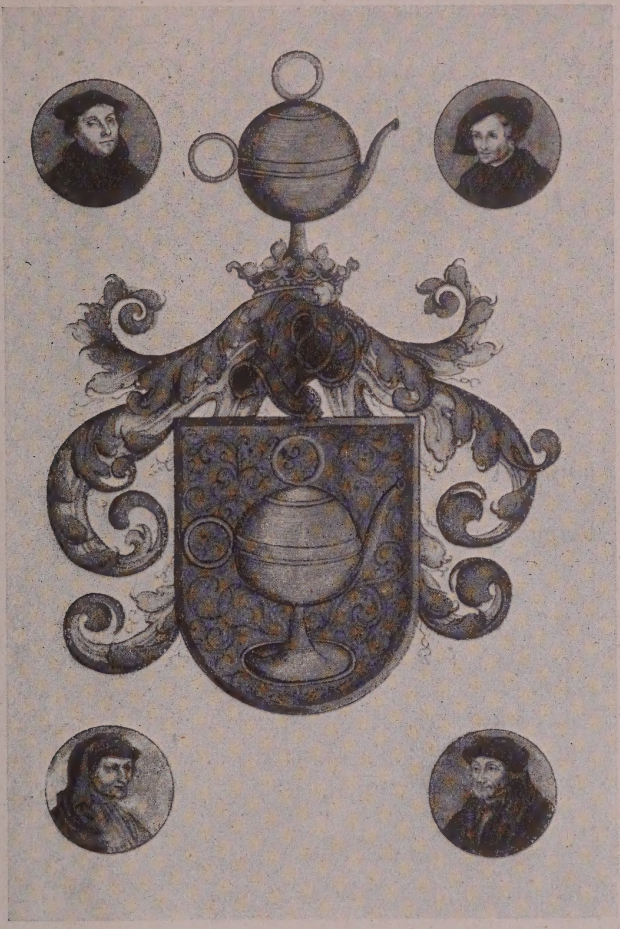

Abb. 2. Luther und Melanchthon, Agricola und Erasmus. Wappen vor dem W.-S. 1531/32 in der Wittenberger Matrikel (Rektor Schilling von Canstadt). Orig. Univ.-Bibl. Halle. (Phot. Kirstein & Co., Leipzig.)

der Artistenfakultät geworden, auch zum Heile der Theologie, die jedoch jetzt mehr auf der Philologie, der Exegese, als auf der Philosophie, der Spekulation, ruhte. Die drei Sprachen, von denen er sich persönlich des Griechischen am meisten annahm, die Geschichte und die Mathematik wurden jetzt möglichst

nach den gereinigten Quellen, ohne mittelalterliche Zusätze gelehrt. Und diese Bestrebungen fielen nicht auf unfruchtbaren Boden. Die Begeisterung der Studenten, ihre Lernbegierde wird von allen Seiten bezeugt. Hatte die Universität mit ansehen müssen, wie der große Zulauf, der ihr in den ersten Semestern um der Neuheit willen geworden war, gar bald wieder ausblieb, so hob sich nun durch Luther und Melanchthon die Hörerzahl von Jahr zu Jahr. Das Sommersemester 1520 übertraf mit 332 Neu-Immatrikulationen alle bisherigen bedeutend. Selbst daß einzelne Territorien ihre Landeskinder von dem Besuch der ketzerischen Hochschule abzuhalten suchten, konnte nicht hindern, daß Wittenberg voller Studenten war, so daß ein Wohnungsmangel entstand, der etliche Ankömmlinge gleich wieder zur Abreise nötigte, und die Preise für Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände in die Höhe gingen. Doch erfolgte nach einiger Zeit für mehrere Jahre ein empfindlicher Rückschlag aus anderen Gründen (Bilderstreit, Bauernkrieg, große Pestepidemie), und ein merkliches Anwachsen der Hörerzahl setzte erst wieder mit der Fundation (Neuordnung der Universität) von 1536 ein. Jetzt begannen aber auch die außerdeutschen Länder, in denen die Reformation Fortschritte machte, mehr Besucher zu schicken.

Neben Luther und Melanchthon (Abb. 2) standen aus der älteren Zeit von Theologen Andreas Bodenstein aus Karlstadt und Nikolaus von Amsdorf, die sich beide Luther anschlossen. Die glücklichste Erwerbung der Reformatoren war Justus Jonas, dem die Propstwürde des Allerheiligenstiftes verliehen wurde. Er hatte den Geist der neuen Zeit wie kaum ein anderer begriffen und war in gleicher Weise den Humanisten und Luther zugetan. Ein anderer Kollege, dessen weitverzweigte Tätigkeit die Ausbreitung der reinen Lehre mächtig fördern sollte, kam von selbst zu ihnen und mußte sogar längere Zeit auf eine versorgende Stelle warten, — das war Johannes Bugenhagen aus Pommern. Das eigenartige Verhältnis der damaligen Theologen zur Universität, besonders Luthers und Melanchthons, kennzeichnet Friedensburg in nicht zu übertreffender Weise: „Bleiben wir eingedenk, daß letztere in der allgemeinen Geschichte eine Bedeutung gewonnen haben, die über die Stellung eines Wittenberger Universitätsprofessors weit hinausreicht. Trotzdem darf ihre Zugehörigkeit zu der Schöpfung Friedrichs des Weisen nicht übersehen oder gering geschätzt werden. Die Universität Wittenberg bestimmte doch in erster Linie

den Kreis der täglichen Pflichten jener Männer, gewährte ihnen des Lebens Nahrung und Notdurft und bildete den festen örtlichen Mittelpunkt ihrer umfassenden, vielgestaltigen Tätigkeit, zu

Abb. 3. Semestertitel der Wittenberger Matrikel.
Orig. Univ.-Bibliothek Halle. Zu S. 38. (Phot. Bimpage, Leipzig-Gohlis.)

dem sie immer wieder zurückkehrten. Endlich gab ihnen die Hochschule die so unendlich fruchtbare Möglichkeit des persönlichen wie amtlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens und führte ihnen die Schüler, die Jünger zu, die die Fortsetzer ihres Werkes zu

werden berufen waren. Darum haben auch ungeachtet einer die Welt umspannenden Wirksamkeit jene Theologen ihr Lehramt an der Universität nicht etwa als lästige Zugabe, sondern als einen wichtigen, verantwortungsvollen Beruf betrachtet, dem sie dauernd einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit und Kraft zu widmen keinen Anstand genommen haben."

Von den Juristen hat der Schweizer Hieronymus Schurff, seit Gründung der Universität eine ihrer Zierden, als juristischer Beirat den Reformatoren, besonders Luther, wesentliche Dienste geleistet. Später trat er im Gegensatz zu diesem für die Beibehaltung des kanonischen Rechts ein und hatte auch damit Erfolg. Ebenso stammte der „monarcha juris" Henning Goede noch aus der früheren Zeit. Melchior Kling war ganz von Melanchthons humanistischen Grundsätzen beeinflußt, andererseits suchte er den Sachsenspiegel wieder zu Ehren zu bringen. Jener Zeit gehört auch Johann Apel an, der sich methodologische Verdienste um seine Wissenschaft erworben hat, und Konrad Lagus, der sich um die Systematisierung des Rechts bemühte und deshalb als Neuerer angefeindet wurde.

Die medizinische Fakultät, anfangs allein in Martin Polich verkörpert, war seit Gründung der Hochschule ihr Schmerzenskind gewesen und wurde nur langsam vorangebracht. Nach Polich entfaltete Augustin Schurff, der jüngere Bruder des Juristen, eine größere Wirksamkeit.

In der Artistenfakultät erfreute sich Otto Beckmann, ein westfälischer Humanist, als Lehrer der lateinischen Grammatik großen Ansehens. Er blieb seiner alten Kirche treu und kehrte deshalb Wittenberg später den Rücken. Hervorgehoben werden muß, daß schon vor Melanchthons Auftreten die Mathematik durch Fakultätsbeschluß und die Munifizenz des Landesherrn einen selbständigen Lehrstuhl erhielt. Nach der Fundationsurkunde von 1536 waren für die Fakultät elf ordentliche Lehrstühle vorgesehen: Hebräisch, Griechisch, Poetik, lateinische Grammatik, höhere Mathematik, niedere Mathematik, Dialektik, Rhetorik, Physik, Moralphilosophie, Pädagogik. Daß diese Stellen zumeist mit Schülern oder Freunden Melanchthons besetzt wurden, ist bei dessen überragendem Einfluß zu erwarten. Zu nennen sind vor allem der vielseitige Paul Eber, der über Naturwissenschaften, Geschichte und Philologie las, später aber zur Theologie überging; der Mathematiker und Astronom Georg Joachim von Lauchen gen. Rhaeticus,

einer der ersten Anhänger des Copernicus; der Mathematiker Erasmus Reinhold. Die beiden maßgebenden Reformatoren haben keine Mühe gescheut, um tüchtige Lehrkräfte nach Wittenberg zu ziehen, immer und immer wieder Verhandlungen angeknüpft und sich durch keinen Mißerfolg abschrecken lassen. Daß der Landesherr ihre Pläne stets unterstützte, ist der Vermittelung ihres Gesinnungsfreundes, des kurfürstlichen Vertrauten, früheren Prinzenerziehers Georg Spalatin zu danken.

Der Kryptocalvinismus Wittenbergs

Bevor wir das wissenschaftliche Leben der Hochschule weiter verfolgen, müssen wir den eigenartigen Einfluß Melanchthons, der nach Luthers Tode zutage trat, und seine Bekämpfung ins Auge fassen. Die oben beschriebene erste, auf Luther beruhende Glanzperiode der Hochschule endete 1547 mit dem jähen Sturze der Ernestinischen Macht. Statt sich mit den ihm glaubensverwandten Ständen zu verbinden, hatte es der Albertiner Moritz mit dem Kaiser gehalten und diesem ermöglicht, über Johann Friedrich einen entscheidenden Sieg davonzutragen. Bekanntlich bekam Moritz zum Dank für seine Hilfe den Kurkreis mit der Wittenberger Universität zugesprochen, so daß er nun außer seiner Leipziger Hochschule noch eine zweite besaß. Es ist schwer zu sagen, was Moritz bewog, die Nebenbuhlerin Leipzigs bestehen zu lassen und die für die damalige Zeit einzig dastehende Unterhaltung zweier Hochschulen auf sich zu nehmen. Sollte die Ehrfurcht vor Luthers Werk wirklich trotz allem politischen Treubruch in seinem Herzen gesessen haben oder sollte es eine Bekundung von Machtgefühl sein? Und man muß anerkennen, daß der neue Herr sich der Universität des Besiegten ebenfalls sorgend angenommen hat. Da Luther ein Jahr vor der unglücklichen Schlacht gestorben war, erhielt es doppelt hohen Wert, daß Melanchthon der alten Wirkungsstätte bis zu seinem 1560 erfolgenden Tode die Treue wahrte. Melanchthon stand nun ganz im Vordergrunde des Lehrbetriebes. Auch die Theologie beherrschte seine vermittelnde, von Luther mehr und mehr abweichende Richtung (Kryptocalvinismus, Philippismus) vollständig. Selbst nach seinem Hinscheiden lebte und lehrte man in seinem Geiste, untröstlich ob seines Verlustes. Die Unterbrechung der Studien infolge der Kriegsereignisse von 1547 und der Unsicherheit der politischen Lage hatte nur zwei

Jahre gedauert. Dann hatte eine Steigerung des studentischen Zustroms stattgefunden, die Wittenberg nicht nur ermöglichte, seine Stellung an der Spitze der deutschen Universitäten, die es bereits im Anfang der vierziger Jahre erklommen hatte, zu behaupten, sondern die es noch mehr über seine Schwesteranstalten hinaushob. Leipzig, Erfurt und Köln, die bisherigen Größen, blieben weit zurück.

Der nächste Landesherr August, der lange Zeit derselben Ansicht wie seine Universität auch aus politischen Erwägungen gewesen war, weil er mit den Calvinisten gegen den Kaiser zusammenhielt, sah aber, als er seine Politik kaiserfreundlich zu orientieren für ratsam erachtete, plötzlich die Herrschaft der vermittelnden theologischen Richtung für gefährlich an und griff, zudem noch durch aufgefangene freimütige Äußerungen über seine Person schwer gereizt, sogleich mit despotischer Strenge durch. Alle Professoren, die nicht die von einer Kommission altlutherischer Theologen aufgesetzten Artikel unterschreiben wollten, wurden ihres Amtes enthoben, die der theologischen Fakultät sogar nach vorangegangener Haft. Noch in demselben Jahre 1574 wurden sie zum großen Teil durch Vertreter der gewünschten Richtung ersetzt. Die Studentenschaft aber gab ihren Unwillen über diese Behandlung ihrer Lehrer immer von neuem und in allerlei Formen kund, und die „Strafprofessoren" waren alle nur vorübergehende Erscheinungen. Kaum war man über die ersten Nöte hinaus, da brachte 1581 der Befehl des Kurfürsten, daß alle Professoren der Leucorea die im Jahre zuvor auf sein Betreiben aufgestellte neue lutherische Bekenntnisschrift, die sog. Konkordienformel, die jeder Annäherung an die Reformierten einen Riegel vorschieben wollte, durch Unterschrift anerkennen sollten, der Hochschule neue Verluste. Noch verwirrter wurde die Lage dadurch, daß der Sohn des Kurfürsten, Christian I., wie er auch politisch entgegengesetzter Ansicht war, während seiner fünfjährigen Regierung dem Philippismus wieder Geltung zu verschaffen suchte. Doch kehrte der nächste Regent zu den Bahnen Augusts zurück, und so ist es denn auch in Ansehung der Konkordienformel beim alten geblieben. Seitdem herrschte das strenge Luthertum in Wittenberg unbestritten.

Sonderbar ist, daß jenes eben geschilderte, den Lehrkörper zerrüttende Eingreifen des Landesherrn nur ganz vorübergehend von Einfluß auf die Frequenz war. Diese blieb bis über die ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges hinaus überaus hoch.

Die Dozenten von Melanchthons Tod bis 1700

Um nun auf die Zusammensetzung des Lehrkörpers in der Zeit der kryptocalvinistischen Wirren zurückzukommen, so ist zu sagen, daß natürlich unter diesen Umständen charaktervolle und tüchtige Gelehrte für die Universität nicht leicht zu gewinnen waren. Endlich glückte es, einen bedeutenden Theologen lutherischer Richtung zur Übersiedlung nach Wittenberg zu bewegen, dieses war der um seines versöhnlichen Wesens gerühmte Polykarp Leyser. Doch herrschte, wie man nach dem Vorhergehenden denken kann, ein ewiger Wechsel, der erst mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts aufhörte. Nunmehr konnte die Fakultät an ihre Aufgabe gehen, die in der Konkordienformel festgelegte Orthodoxie sowohl rückschauend auf Melanchthons Abweichungen, als im Hinblick auf gleichzeitige Gegenströmungen mit Nachweisungen aus der Heiligen Schrift zu verteidigen. Es stellte sich damit ganz von selbst die Ausgestaltung der Dogmatik ein. Leyser und die beiden nächsten Theologen, die wir nennen müssen, Hunn und Hutter, waren Schwaben. Und diese schwäbische Einwanderung, die schon mit dem Hoftheologen Jakob Andreä, dem Verfasser der Konkordienformel, eingesetzt hatte, erinnert lebhaft an den ein Jahrhundert früher herrschenden Einfluß der Tübinger bei der Universitätsgründung. Ägidius Hunn war der Begründer einer Theologie des orthodoxen Luthertums. Der andere, Leonhard(us) Hutter(us), galt seinen Zeitgenossen als der wieder auferstandene Luther oder, wie man durch Umsetzung aus seinem Namen las, als Lutherus redonatus. Er bekämpfte vor allem den Sozinianismus, der sich damals ausbreitete, und die Reformierten, die letzteren besonders aus Anlaß des Übertritts Johann Sigismunds von Brandenburg. Calvinische Studenten nahm man wohl in Wittenberg auf, aber nur, um sie auf seine Seite zu ziehen. Es war ihnen jeder eigene Gottesdienst untersagt, auch durften sie in keiner Weise für ihre Glaubensrichtung werben. Die größte Tat Hutters war aber die Abfassung jenes Kompendiums der Dogmatik für Schulen, das zwei Jahrhunderte lang die Theologie der Konkordienformel dem Volke einprägte, während seine Loci an die Stelle der Melanchthonischen treten sollten. Ein Kollege Hutters, Friedrich Balduin, ist der Begründer der evangelischen Kasuistik. In Balthasar Meisner treffen wir eine höchst sympathische, versöhnliche Natur unter diesen Theologen, einen Mann, der für die Notstände in Kirche und

Staat ein offenes Auge und ein warmes Herz hatte. Von seinen Amtsgenossen wurden die Wittenberger theologischen Disputationen herausgegeben, „die geistige Rüstkammer der lutherischen Orthodoxie". Es dauerte nicht lange, so zeigte sich für die Orthodoxen ein neuer Feind — daß der Katholizismus ständig von den Wittenbergern mit ihrer Polemik bedacht wurde, braucht wohl nicht erst festgestellt zu werden —, der Helmstedter Synkretismus Georg Calixts. Im Kampfe nun gegen diese Richtung fand die Leucorea in Abraham Calov ihren unentwegten und ausdauernden Streiter, der auch dem nach dem großen Kriege sich geltend machenden Friedensbedürfnis und der neuen Zeit des autoritätfreien Laientums kein Zugeständnis machte. Während seiner langjährigen Wirksamkeit ein gefeierter Lehrer, hielt er, der „lutherische Papst", wie schon seine Zeitgenossen ihn nannten, die Hochschule in den Bahnen Hunns und Hutters. Seinem polemischen Eifer begegnete endlich der Große Kurfürst, als ihm die Geduld ausging, durch ein Verbot der Wittenberger Hochschule für alle brandenburgisch-preußischen Landeskinder. Die Calovsche Richtung setzte sich in seinen jüngeren Amtsgenossen Quenstädt und Deutschmann fort. Quenstädt war aber milder und versöhnlicher und dem praktischen Christentum zugetan. Seine „Theologia didactica-polemica" zieht die Summe der dogmatischen Arbeit des genuinen Luthertums. Das vielgerühmte Schriftprinzip diente nur dazu, die Lehrsätze der Dogmatik zu stützen, die zudem ebenso auf den Bekenntnisschriften ruhten, so daß die lutherische Theologie zum katholischen Traditionsprinzip zurückgekehrt war. Dogmatischer Zwang erstickte Freiheit und lebendigen Glauben.

Der hervorragendste Jurist dieses Zeitabschnitts war der Vlame Matthias Wesenbeck, berühmt durch seine Rechtsgutachten und den Kommentar zu den Pandekten, der noch nach seinem Ableben an hundert Jahre lang immer neu aufgelegt wurde. Nach dem Tode seines Vorgängers Johann Schneidewein gab er dessen Hauptwerk, den Kommentar über die Institutionen, heraus; und damit begann eine Reihe von achtzig Auflagen, die sich durch zwei Jahrhunderte hinzog. Die Juristen der Hochschule waren im 17. Jahrhundert gleichzeitig Mitglieder des Wittenberger Hofgerichts und des Schöppenstuhls und mußten auch sonst Gutachten abgeben, ja zweimal im Jahr an Tagungen des Dresdener Obergerichts teilnehmen, so daß für die Wissenschaft nicht mehr viel Zeit übrigblieb. Der Lehrstoff wurde in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts endlich

allgemein nach Materien geordnet vorgetragen, nachdem dies noch vierzig Jahre früher vom Kurfürsten verboten worden war. Es war diese Errungenschaft vor allem dem Eintreten Kaspar Zieglers zu danken, der auch dem Natur- und Völkerrecht und dem in Sachsen geltenden Prozeßrecht eine Stelle im Unterricht eingeräumt sehen wollte. Weitere Verdienste erwarb sich Ziegler durch sein „Jus canonicum", das erste protestantische Kirchenrecht, wenn es auch noch die Form eines Kommentars zu einem katholischen Kirchenrecht hatte, und durch seinen Traktat „De juribus Majestatis", der das Verwaltungsrecht behandelt. Ziegler war der Lehrer des großen Bahnbrechers Thomasius, dem wir später bei der Gründung der hallischen Universität begegnen werden, und einer anderen hallischen Berühmtheit, des Samuel Stryk. Drei Familien kamen mehrfach mit ihren Angehörigen in der juristischen Fakultät vor: die Familien Carpzov, Reusner und Strauch.

Unter den Medizinern der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist zuerst Kaspar Peucer zu nennen, der Schwiegersohn Melanchthons, der zuvor mit großem Erfolg Mathematik und Astronomie gelesen hatte und nachdrücklich für die Pflege der Erdkunde eingetreten war. Gleich ihm strebten damals viele Artisten danach, in die höhere Sphäre der Mediziner aufzurücken. Nachdem Peucer den theologischen Streitigkeiten zum Opfer gefallen war, hielt es schwer, Ersatz zu schaffen. Erst in Salomon Alberti war ein tüchtiger Lehrer gefunden, der sich auch um die Anatomie und die Augenheilkunde wohl verdient gemacht hat. Ein ungarischer Flüchtling, Johann Jessenius von Jessen, wurde durch seinen Eifer für Sektionen, in deren Vornahme er eine bedeutende Kunstfertigkeit besaß, ein Förderer der Anatomie. Sein Nachfolger wurde Daniel Sennert, der sich aber mehr der inneren Medizin zuwandte und durch seine Beschreibung des Scharlachs berühmt geworden ist. Wichtiger jedoch als seine medizinische Forschertätigkeit ist seine Tätigkeit auf naturwissenschaftlichen Grenzgebieten geworden. Die Arzneimittellehre verdankt ihm viel, und die Bedeutung der Chemie für die Medizin hat er überzeugend dargetan. Schließlich ist er als Erneuerer der Atomistik der Alten zu nennen, womit er der Theorie der Natur, gegenüber der mittelalterlichen Philosophie, ganz neue Wege wies. Während des Dreißigjährigen Krieges hatte die medizinische Fakultät am wenigsten über Mangel an Zuhörern zu klagen. Sie genoß zudem vor ihren Schwestern an allen umliegenden Hochschulen einen guten Ruf. Und wir sahen doch, welch Schmer-

zenskind sie im 16. Jahrhundert für die Leucorea gewesen war. Nach Sennerts Tode beruhte das Ansehen der Fakultät auf Konrad Viktor Schneider, der die Absonderung des Schleimes auf den Schleimhäuten entdeckte. Er war in allem, was er vornahm, ein methodischer Beobachter und ausgerüstet mit der Kenntnis der bisherigen Fachliteratur, die er auf den meisten Gebieten in wertvoller Weise zu bereichern vermochte. Nach seinem Ableben sank die Fakultät schnell zur Mittelmäßigkeit herab.

Im Ausgang des 16. Jahrhunderts stand die Artistenfakultät noch ganz unter dem Einflusse Melanchthons; seine Lehrbücher beherrschten die Vorlesungen. Viele wechselnde Gestalten sehen wir da, meist Epigonen. So war auch der Poet Johannes Major noch zu Lebzeiten des großen Meisters sein Schildknappe gewesen, der seine theologischen Gegner mit satirischen Versen angegriffen hatte, und später verherrlichte er den Verstorbenen alljährlich an seinem Todestage. Unleugbar ein großes Talent, hat er ein recht wechselvolles Schicksal gehabt. Im 17. Jahrhundert hob sich die Bedeutung der philosophischen Fakultät, wie sie jetzt hieß, sehr, einerseits infolge der Vertiefung der einzelnen Wissenszweige, andererseits, weil ihre Arbeit für die höheren Fakultäten bei dem Darniederliegen der Schulen während des Dreißigjährigen Krieges unentbehrlich wurde. Deshalb reichten auch die ordentlichen Lehrkräfte nicht mehr aus, und die Adjunktur wurde eine feste Einrichtung. Der Magister legens, eine alte Institution der Universitäten, wurde nun die gewöhnliche Vorstufe der Adjunktur. Trotzdem die Philosophen oft unter der Anmaßung und dem Argwohn der Theologen zu leiden hatten, ließen diese ihnen doch die Vertretung des Hebräischen. Martin Trost, der sich durch ein syrisches Wörterbuch und eine hebräische Grammatik verdient gemacht hat, behandelte überhaupt mehrere semitische Sprachen in seinen Vorlesungen. Eine noch umfassendere Wirksamkeit übte sein übernächster Nachfolger aus, Andreas Sennert, der Sohn des obenerwähnten berühmten Mediziners. Seine Werke galten vor allem der Vergleichung der verschiedenen semitischen Sprachen. Im Hebräischen interessierten ihn am meisten die Vokale und Akzente, die er für später hinzugefügt ansprach, ohne sich durch die Strenge des damaligen Inspirationsglaubens seiner theologischen Kollegen beeinflussen zu lassen. Daß er sich um die Geschichtschreibung der Hochschule und um ihre Bibliothek Verdienste erwarb, sei nur nebenbei bemerkt. Das Griechische, die andere Sprache der Bibel, war zur Zeit des Dreißig-

jährigen Krieges ebenfalls vorzüglich an der Leucorea vertreten. Erasmus Schmidt entfaltete das ganze erste Drittel des 17. Jahrhunderts hindurch eine an Melanchthon erinnernde Lehrtätigkeit. Daneben war er auch literarisch sehr rührig. Seine von den Zeitgenossen bewunderte und noch heute geschätzte Pindarausgabe, seine lateinische Übersetzung des Neuen Testaments und seine Neubearbeitung der lateinischen Grammatik Melanchthons, die damit auf anderthalb Jahrhunderte wieder brauchbar gemacht war, bezeugen dies, um nur das Hauptsächlichste zu nennen. Um 1600 hatte die Leucorea ihr größtes poetisches Talent auf dem einen Lehrstuhle der lateinischen Sprache, den vielgefeierten Friedrich Taubmann. Seine Formgewandtheit, sein Witz und seine Schlagfertigkeit, wodurch er auch bei Hofe höchst wohlgelitten war, waren hervorragend. Von weit her kamen die Studenten, nur um den Poeta laureatus, dessen Lorbeerkranz, mit Golddraht geflochten, noch heute in Wittenberg gezeigt wird, zu hören. Während des großen Krieges vereinigte August Buchner beide Professuren des Lateinischen in einer Person und hat mit hingebender Treue seines Amtes gewaltet. Seine Vaterlandsliebe trieb ihn, sich mit Rat und Tat den Bestrebungen der „Fruchtbringenden Gesellschaft", oder des Palmenordens, wie sie auch genannt wurde, anzuschließen. Ein Olbild in der Matrikel der Universität (S.-S. 1654) stellt ihn dar geschmückt mit dem goldnen „Gesellschaftspfennige", der einen großen und zwei kleine Palmbäume, umrahmt von Namen und Wahlspruch der Gesellschaft, zeigt. Ein Nachfolger Buchners war der Polyhistor Georg Kaspar Kirchmaier, der auf den verschiedensten naturwissenschaftlichen Gebieten, so u. a. in der Chemie, Physik, Gesteins- und Bergwerkskunde, gleicherweise wie auf philosophisch-historischem Gebiet bewandert war und anregend wirkte. Das Fach der Geschichte hatte um 1600 den glänzenden Gräzisten Rhodoman zu seinem Vertreter, dann den um die Zeitrechnung bemühten jüngeren Frankenberger. Hierauf folgte der große Wittenberger Historiker Konrad Samuel Schurzfleisch. Seine Stärke lag in der immensen Literaturkenntnis und Literaturverwertung. Eine Fülle von wertvollen Untersuchungen über Einzelheiten der Geschichte des späteren Mittelalters ist von ihm erhalten. Freilich, zum Historiographen des Herrscherhauses paßte er nicht, dazu war er zu kritisch veranlagt. Der unvermählt gebliebene, nur seiner Wissenschaft dienende Gelehrte, der in allem unabhängig und aufrecht seinen Weg schritt, wurde als „lebende Bibliothek" oder „wandelndes Museum" be-

zeichnet. In Hinsicht der eigentlichen Philosophie geriet das 17. Jahrhundert in die Abhängigkeit von Aristoteles zurück. Melanchthons Geist wurde verpönt, seine Lehrbücher wurden verboten, wie es ja der herrschenden Theologie gemäß war. Da auch die englischen und niederländischen Anregungen nicht verfingen, ist kein großer Name auf dem Gebiete der Philosophie zu nennen. Die Physik wurde dagegen durch Johann Sperling von Aristoteles und der Scholastik gelöst und auf die unmittelbare Beobachtung gegründet. Daß die Universität 1611 die Berufung des berühmten Mathematikers Kepler bei der Regierung beantragt hat, womit sie aber als aussichtslos abgewiesen wurde, ist ein Zeichen hohen Strebens und des durch die große Zahl der Studierenden gehobenen Selbstbewußtseins. Nachdem schon im 16. Jahrhundert ein vereinzelter Vorläufer aufgetreten war, finden wir im 17. eine zusammenhängende Reihe von Lektoren der neueren Sprachen, meist für Französisch und Italienisch. Ein bekannter Schüler Wittenbergs aus der Zeit seiner höchsten Frequenz ist Giordano Bruno, der große italienische Dominikanermönch, der von 1586—88 hörend und lehrend an der Leucorea weilte.

Wittenbergs Rückgang

Das eben geschilderte, z. T. recht rege, geistige Leben der Hochschule vermochte aber die hohe Besucherzahl ihr nicht zu erhalten, als der große Krieg den Kurkreis in Mitleidenschaft zog. Seit der Mitte der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts nahm Wittenberg an Zahl der Studenten erschreckend ab. Wohl erholte es sich wieder etwas unmittelbar nach dem Friedensschluß, aber die alte Vorherrschaft war dahin. Erst kam Leipzig, dann auch Jena immer mehr in die Höhe und ließen schließlich die Leucorea weit hinter sich. Sie stand aber wenigstens in diesem Jahrhundert immer noch an dritter Stelle. Im folgenden dagegen mußte sie sich mit der sechsten Stelle begnügen. Viel tiefer als der Dreißigjährige Krieg griffen eben die beiden schweren Kriege des 18. Jahrhunderts in das Gedeihen Wittenbergs ein. Schon der Nordische Krieg brachte eine längere feindliche Besetzung. Der Siebenjährige Krieg hatte sogar mehrfache Belagerungen und eine sehr wirksame Beschießung im Gefolge, die einen großen Teil der Stadt in Trümmer legte und von Daniel Wilhelm Triller, Professor der Medizin und äußerst fruchtbarem Reimschmied, in einem größeren, mehrfach neu herausgegebenen Klagegedicht besungen wurde. Dazu kamen die dauernden

finanziellen Bedrängnisse Sachsens in jener Zeit des Glanzes der polnischen Königskrone, die dem Lande nur Kosten verursachte. Anderseits waren die neuen Universitäten Halle und Göttingen erobernd auf dem Plane erschienen. Zudem gefiel sich die theologische Fakultät an der Elbe nach wie vor im streitbaren Eintreten für ihr, wie sie meinte, unverändertes Luthertum, unnachgiebig gegen jede neue Zeitströmung.

Die Wittenberger Dozenten des 18. Jahrhunderts

Zuerst sind da die Kämpfe der Theologen Deutschmann, Neumann und Wernsdorf gegen den Pietismus zu nennen. Ein alter, spöttischer Historiograph schildert ihre Unermüdlichkeit folgendermaßen: „Es ist bekannt, daß die Wittenberger Theologen in dergleichen Kriegszeiten sich Essen und Trinken auf die Katheder bringen ließen, um ja nicht viel Zeit zu verlieren. Sie aßen, redeten dabey in lauter Vorder- und Hintersätzen, tranken einmal drauf; kaueten etwas Brod nach, schüttelten die Köpfe dabey über die itzige Verwüstung, die man in des Herrn Weinberge anrichtete; tranken zum zweytenmal, sahen sich dabey um, ob Respondenten und Opponenten auch aufgegessen hätten, wischten sich den Mund, zogen die Perücke an, schnupften einmal und stießen von neuem nach gestärktem Magen einen Kraftschluß heraus, wozu sie unterm Kauen die Worte gesucht hatten und so — folgte ein gelehrter Schlag auf den andern." Der wissenschaftlich bedeutendste Vertreter des Luthertums war nur ganz kurze Zeit an der Hochschule tätig und ging dann als Superintendent nach Dresden — Valentin Ernst Loescher. Seine „Unschuldigen Nachrichten" waren die Zionswache der reinen Lehre, in ihnen wurde jedes theologische Werk unter die Lupe genommen und auf Rechtgläubigkeit geprüft, und sein „Timotheus Verinus" stellt die wissenschaftlichste Streitschrift gegen den Pietismus dar. Wie nun die Polemik eng mit der Dogmatik zusammengehört, so nahm die systematische Theologie überhaupt in den Vorlesungen der Fakultätsglieder den breitesten Raum ein, während die Exegese sehr zurücktrat. Als Christian Wolffs „Aufklärung" ihren Siegeszug antrat, nahm natürlich die Wittenberger Theologie sofort gegen sie Partei. Doch hier erlahmte zum ersten Male ihre Kraft. Sie mußte sich darauf beschränken, zu versuchen, die Bewegung, solange es ging, von sich selbst fernzuhalten. Doch schon in den siebziger und achtziger Jahren des Jahrhunderts traten bei Tittmann und Reinhard die Zeichen

der neuen Zeit in Erscheinung, bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit Tzschirner auch der echte Rationalismus in Wittenberg einzog. Der einzige aber, der eine wohldurchdachte, eigene Theologie mit Erfolg und Anerkennung vorzutragen vermochte, war Karl Ludwig Nitzsch, der letzte große Theologe Wittenbergs, der auch die Universität noch überlebte.

Die juristische Fakultät, die auch ganz kurze Zeit den berühmten Samuel Stryk ihr eigen nannte, den sie aber an Halle abgeben mußte, war im Anfang des 18. Jahrhunderts auf dem besten Wege, durch einen Gesinnungsgenossen des großen Thomasius der Neuzeit gewonnen zu werden. Doch bekam Johann Heinrich Berger die Oberhand, dessen Tätigkeit auf Darstellung des Usus modernus an der Hand der gerichtlichen Praxis und unter Bevorzugung des römischen Rechts abzielte. Eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete der Kirchenrechtler und Staatsrechtler Wernher, der durch seine freisinnigen und duldsamen Anschauungen bei den theologischen Kollegen in Wittenberg schwer anstieß, dessen Lehrbücher indessen sich noch auf lange hinaus großer Beliebtheit erfreuten. Er war für die Stärkung der Rechte des Kaisers im Gegensatz zu den Anschauungen des Hallenser Staatsrechtlers Ludewig. Des Thomasius strafrechtliche Richtung wenigstens fand durch Georg Beyer doch noch in Wittenberg Eingang. Dieser hat auch zuerst über deutsches Privatrecht als einen selbständigen Gegenstand gelesen. Wie in Halle — wir werden es später noch sehen — war eben auch in Wittenberg das Juristenkollegium in den ersten Zeiten des 18. Jahrhunderts mit bedeutenden Kräften besetzt. Äußerst fruchtbar war von den späteren Juristen der Nachkomme einer stolzen Reihe Wittenberger Professoren, Augustin Leyser, der auf der einen Seite Anhänger Pufendorfs, auf der anderen Romanist war. Als Kriminalist hielt er trotz sonstiger Betonung der Billigkeit an den schwersten der herkömmlichen Strafen fest und zog sich damit den Widerspruch der hallischen Juristen zu. Der jüngere Chladni nannte sich nur, durch seinen Vater gezwungen, Jurist und las vielmehr über Mathematik, Mechanik, Theorie der Musik und ähnliches, wie er denn auch auf akustischem Gebiet bedeutsame Entdeckungen machte. Von dem später so berühmt gewordenen Staatsrechtslehrer Zachariä fällt nur die Anfangszeit nach Wittenberg.

Auch die medizinische Fakultät finden wir um 1700 in Beziehung zur neugegründeten hallischen Hochschule: Johann Gottfried Berger war ein heftiger Bekämpfer des „Animismus“ des hallischen

Mediziners Georg Ernst Stahl. In der Folgezeit trat am meisten Abraham Vater, der den Lehrstuhl der Anatomie und Botanik inne hatte, hervor. Gleich seinem Vorgänger Heucher hat er sich des botanischen Gartens und der Sammlung von Naturprodukten und anatomischen Präparaten angenommen. Als Anatomen glückten ihm mehrere wichtige Entdeckungen. So beschrieb er zuerst die nach ihm Corpuscula Vateri benannten Tastkörperchen. Ferner beobachtete er die Natur des grauen Stars und trat für die Schutzimpfung gegen die schwarzen Pocken ein. Sein Kollege Stenzel ist als anregender Neuerer zu würdigen. Er war der erste, der sich der solange vernachlässigten Chirurgie annahm und später über Frauen- und Kinderkrankheiten las. Die nächste Medizinergeneration zeigt uns u. a. den auf dem Gebiete der Pflanzenanatomie und -physiologie und der pharmazeutischen Botanik arbeitenden Georg Rudolf Böhmer. Die Tierarzneikunde fand um 1800 ihre Vertretung an der Hochschule. In dieser Zeit ist Kreyßig, der über die physiologischen und pathologischen Grundlehren und über Herzkrankheiten wertvolle Werke veröffentlichte, durch die Einrichtung eines klinischen Ambulatoriums seinen Schülern sehr nützlich gewesen. Noch wichtiger wurde der Begründer der chirurgischen Anatomie Burkhard Wilhelm Seiler, der über die meisten Fächer der Medizin, so z. B. außer über Chirurgie auch über Augenheilkunde und gerichtliche Medizin las.

In der philosophischen Fakultät war es im 18. Jahrhundert am besten mit den orientalischen Sprachen, als den Sprachen, die zur Bibelerklärung nötig sind, bestellt. Auch das klassische Griechisch wurde von dem Idiom des Neuen Testaments ganz in den Hintergrund gedrängt. Dieses vertrat an sechzig Jahre lang der jüngere Kirchmaier, dessen allzu überschwengliche Lutherverehrung selbst den Wittenbergern als nicht mehr zeitgemäß vorkam. Ernestis und Winckelmanns Geist wurde nach der Leucorea erst durch Johann Karl Zeune verpflanzt. Als letzten Vertreter des Griechischen sehen wir den bedeutenden Christian August Lobeck wirken. Wenn er auch den größten Teil seiner Dozentenlaufbahn später in Königsberg zubrachte, so fallen doch seine ersten Ruhmestaten, die Ausgabe des Ajax und die dazugehörigen Animadversiones criticae, in seine Wittenberger Zeit. Über die Inhaber der Lehrstühle der Poesie und Rhetorik ist nichts Hervorragendes zu melden. Von den Geschichtsprofessoren der ersten Hälfte des Jahrhunderts ist Jakob Karl Spener zu nennen, dessen Geschichte des Deutschen Reichs

eine bedeutende Leistung darstellt. Er hat sich hierin und ebenso in seinen Vorlesungen an seinen hallischen Lehrer Johann Peter von Ludewig angeschlossen. Sein Nachfolger Johann Gottlieb Krause war in Leipzig, woher er kam, der Herausgeber der ersten deutsch geschriebenen, wissenschaftlichen Zeitschrift gewesen, der „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen", die von 1715 ab erschienen. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts beherrschte Johann Matthias Schroeckh. Literarisch gut vorgebildet und ausgerüstet, hatte er bereits mit seiner Lebensaufgabe, der „Christlichen Kirchengeschichte", begonnen, als er nach Wittenberg berufen wurde. Hier gelangte er bald zu großer Berühmtheit. Er galt als das Wahrzeichen des nunmehr von dem Dunkel der Orthodoxie befreiten Wittenberg, solchen Beifall fand seine aufgeklärte, geschichtliche Betrachtungsweise und seine gewandte, durchsichtige Form der Darstellung. Neben seinen vielfachen, meist biographischen Arbeiten ging die Herausgabe der Kirchengeschichte ihren stetigen Gang, Band für Band, bis er im Jahre seines Todes den dreiundvierzigsten Band vollendet hatte. Sein Nachfolger Pölitz verdient ebenfalls wegen reicher literarischen Produktivität, dann aber auch wegen seiner höchst uneigennützigen Sorge für die Zuhörer rühmend erwähnt zu werden. Im Jahre 1811, kurz vor dem Eingehen der Universität, schuf man noch einen besonderen Lehrstuhl für die historischen Hilfswissenschaften, und sein erster und einziger Inhaber Johann Gottfried Gruber ist später bei der Darstellung der Vereinigung von Wittenberg mit Halle und der Geschichte der vereinigten Hochschule nochmals zu nennen. Auf dem Gebiete der eigentlichen Philosophie war und blieb die Leucorea am unfruchtbarsten. In den Naturwissenschaften, in denen sie ja früher oft Anläufe genommen hatte, Bedeutendes hervorzubringen, machte sich der Mangel an Lehrmitteln erschreckend geltend. Daß man trotzdem nach dem Höchsten verlangte, zeigt wie im 17. Jahrhundert der Versuch, Kepler für die Hochschule zu gewinnen, so jetzt der ergebnislose Antrag an Christian Wolff. Der Mathematiker und Astronom Johann Friedrich Weidler ist durch seine vielaufgelegten „Institutiones mathematicae" und das erste wissenschaftliche Lehrbuch der Markscheidekunst, seine „Institutiones subterraneae", vor allem aber durch die höchst zuverlässige und schier unerschöpfliche Fundgrube für die Geschichte der Astronomie, seine „Historia astronomiae", unsterblich geworden. Anderseits hat der Kartograph Johann Matthias Hase sich um die Homannschen Landkarten und

durch seine diesbezüglichen Versuche um die Begründung des neuen Zweiges der historischen Landkarten verdient gemacht. Von den Physikern ist besonders Georg Matthias Bose zu nennen, der ständig seine Vorlesungen mit dem Experiment begleitete und unsere Kenntnis von der Elektrizität erweitert hat. Im Jahre 1785 wurde noch ein neues Lehrfach der philosophischen Fakultät eingegliedert, die schon auf anderen Universitäten vielfach vertretene Staats- und Kameralwissenschaft.

In Wittenberg wurden die Studenten durch ein intimes Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern, das sich in allerlei Privatkollegiis, wissenschaftlichen Zirkeln und freien Vereinigungen, die als Vorläufer unserer heutigen Seminare angesehen werden können, zu erkennen gab, in vielfacher Hinsicht gefördert. Mit Recht rühmt ein Zeitgenosse das Disputatorium des Professors der Dichtkunst und Philosophie Johann Georg Karl Klotzsch. Damit war folgende Einrichtung verbunden: „Monatlich werden von jedem zwey Groschen bezahlt; von diesem Gelde kauft der Herr Prof. Klotzsch die besten neuesten Schriften, wovon jedes Mitglied alle Wochen eine erhält; sind sie von allen in der Gesellschaft durchgelesen; so werden sie gleich wieder an die Meistbiethenden verkauft, und das daraus gelöste Geld wieder zu neuen Büchern verwendet."

Professorenleben in Wittenberg

Die Beziehungen der Professoren zur Stadt waren wohl von Anfang an freundlich. Diese suchte oft Dozenten zur Übernahme städtischer Ämter zu bewegen und nicht ohne Erfolg. Das Leben, das die Hochschule nach dem bis dahin stillen Wittenberg brachte, wurde den Bürgern zu einer reichen Einkommensquelle und deshalb mit Freuden begrüßt. Mit der Zeit stellten sich aber doch auch Reibungsflächen ein. Die Vorrechte, die den Professoren als Hausbesitzern eingeräumt waren, klagte man, würden zu sehr ausgenützt, die Universität mache mit ihrem freigebrauten Bier den Bürgern Konkurrenz u. a. m.

Die Professoren mußten, wie schon oben erwähnt, alle Pflichtvorlesungen unentgeltlich halten. Ihre Gehälter waren sehr verschieden; von 80 Gulden im Jahr, die den Artisten gezahlt wurden, bis zu den 200 Gulden der Theologen. Unter Kurfürst August wurden die Gehälter bedeutend erhöht. Dafür wurde aber auch der Studienbetrieb von seiten der Regierung genau vorgeschrieben und jede Abweichung mit Strafen bedroht. Bekannt ist der Eifer der

Professoren im Abfassen von kleinen, geldbringenden Gelegenheitsschriften. „Wittenberg ist das Vaterland der Dissertationen und Programme. Auf keiner Universität müsse so viel geschrieben seyn und noch geschrieben werden." So urteilten schon die Zeitgenossen. Die Mediziner hatten wie heute daneben ansehnliche Einkünfte aus Privatpraxis, damals aber auch die Juristen, während sich die Artisten durch Aufnahme von Pensionären oder Geben von Privatlektionen Nebeneinnahmen verschafften. Dem Umfang der Wissenschaften entsprechend waren in den beiden ersten Jahrhunderten Übertritte von einem Lehrstuhl zum anderen, ja von einer Fakultät zur anderen noch möglich und gar keine Seltenheit. Neben den besoldeten Inhabern der Lehrstühle stand die große Zahl von Graduierten, die ohne staatliche Bezüge nur gegen Entgelt lasen. Im 17. Jahrhundert kam jedoch dieser mittelalterliche Brauch mehr und mehr ab, indem eine besondere Prüfung vor der Fakultät und Eingliederung in sie im Adjunktenverhältnis gefordert wurde. Im 18. Jahrhundert sind die Gehälter, äußerlich betrachtet, bedeutend höher als früher. Bedenkt man jedoch die geringe Kaufkraft des Geldes, so sind sie eher als zurückgegangen anzusehen. Die den Professoren durch die Studenten zugeführten Nebeneinnahmen flossen auch immer spärlicher, nur die schriftstellerische Tätigkeit warf jetzt mehr ab, und auf sie wurde auch bei Berufungen nun größeres Gewicht als früher gelegt.

Bis ans Ende der Hochschule wurden in ihr die Vorlesungen Wort für Wort diktiert. Die Disputationen standen bis zuletzt in Blüte. Wenn auch das Latein die Sprache der Universität blieb, so kam doch aushilfsweise auch das Deutsche in Aufnahme. Solange Vorlesungen in Wittenberg gehalten wurden, sah die Regierung darauf, daß so viele unentgeltliche, öffentliche dabei waren, daß jeder Student sich den nötigsten Wissensstoff durch sie aneignen konnte.

Die Geselligkeit unter den Dozenten war häufiger und offizieller als heutzutage. Das brachten die üblichen Doktorschmäuse schon mit sich, bei denen die Professoren der Artisten es nicht unter ihrer Würde fanden, sich um die Qualität des Konfekts zu kümmern. Und wenn auch die Hochschule damals, und wieviel mehr erst in der Gründungszeit, in allem und jedem eine reine Männeranstalt war, so fand doch, wenn der Doktorand sehr wohlhabend war, bisweilen eine Ausnahme statt; Frauen und Jungfrauen beteiligten sich am Mahl, es wurde zum Schluß gar wohl getanzt. In den ersten zwei Jahrzehnten der Hochschule waren ja alle Do-

zenten der Regel nach unverheiratet, nur ein paar hatten der freieren, humanistischen Anschauung auch in Hinsicht der Ehe gehuldigt. Die Abwendung von der kirchlichen Überlieferung hatte aber gar bald die Geringschätzung der bisher so hoch gehaltenen Eheloſigkeit im Gefolge, und einer nach dem anderen von den führenden Geistern trat in den Ehestand. Doch noch 1529 wurde Stephan Roth in einem Briefe als erwähnenswert mitgeteilt, Melanchthon habe mit Justus Jonas' Frau getanzt.

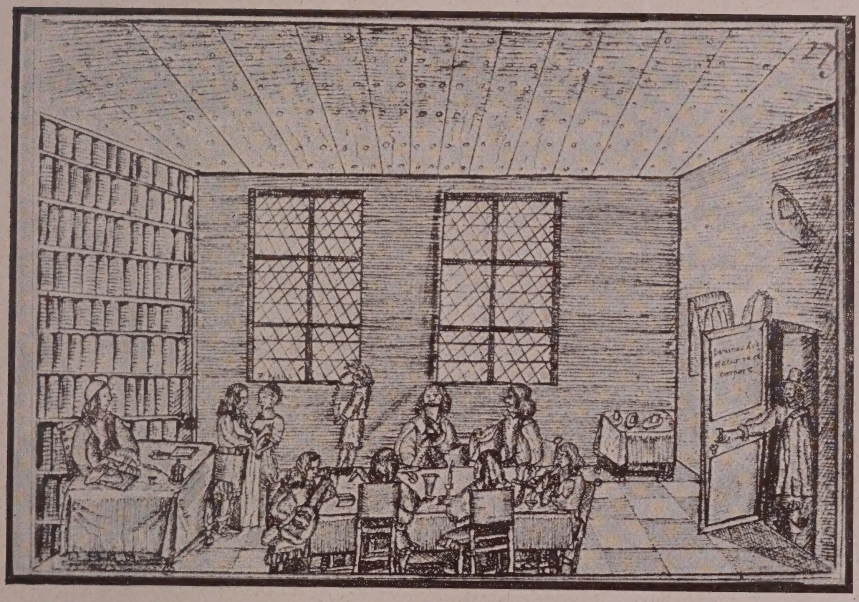

Abb. 4. Burse um 1652. Aus dem Stammbuch des Wittenberger Studenten Christian Schultze. Orig. Lutherhalle in Wittenberg. (Phot. Bimpage, Leipzig-Gohlis.)

Studentenleben in Wittenberg

Die Studenten wohnten meist in eigenen Studentenherbergen, sogenannten Bursen (Abb. 4), zusammen mit unverheirateten Magistern, die ihnen privaten Unterricht erteilten und ihnen erst einen großen Teil des Wissens vermitteln mußten, das heute sich jeder auf der Schule aneignen muß. Denn so etwas wie Reifeprüfung gab es auf der Schule damals nicht, und was die Hochschule in der Deposition für eine Prüfung den Neuankommenden auferlegte, war völlig unzureichend und mehr komödienhafter Zunftgebrauch. Damit dieser nicht zu sehr ausartete, stellte die Universität einen

Depositor, oft wohl einen verbummelten Magister, an. Zuletzt im 18. Jahrhundert war es ein des Lateinischen mächtiger Pedell. Der Sache nach gab es dann keine Deposition mehr, aber dem Namen nach; jeder Ankömmling mußte vor der Immatrikulation beim philosophischen Dekan einen „Depositionsschein" lösen.
Die Lebenslust der Renaissance verführte die jungen Leute zu unnötigem Kleideraufwand und üppigem Leben. Übermäßiges Zechen — „Guckucksbrüder", nach dem einst hochgeschätzten Bier, war ihr Spitzname — und nächtliches Lärmen bildete immer einen Gegenstand der Klage über die Studenten. Die Roheit der studentischen Kreise war damals noch beträchtlich. Der Pennalismus, jene widerliche Tyrannei der Burschen den die Hochschule erstmalig besuchenden Landsleuten gegenüber, blühte, und wenn sich auch im 16. Jahrhundert eigentliche Landsmannschaften nicht bilden durften, so gefährdeten doch die Schlägereien zwischen den aus verschiedenen Ländern stammenden Studierenden, die mit ihren Landsleuten eng zusammenhielten, nicht selten die öffentliche Sicherheit. Eine Eigentümlichkeit Wittenbergs war die Eifersucht zwischen den Studenten und den Malschülern. Diese Spezies war sehr zahlreich, und zwar durch die ausgedehnte Wirksamkeit des bekannten Malers Lukas Cranach, der sich auf Betreiben des Kurfürsten hier niedergelassen hatte und von ihm viel beschäftigt wurde. Im 17. Jahrhundert nahm das Duellunwesen immer mehr überhand. Die Hochschulbehörden übten aber auch gegen das Raufen eher Nachsicht als etwa gegen die Häresie eines einzelnen, selbständigen oder verschrobenen Kopfes. Auch ein Zeichen der Zeit! Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gelang es, den Pennalismus auszurotten. Weitere hundert Jahre später ist das Studentenleben auch in Wittenberg schon von ästhetischen und literarischen Fragen bewegt, wenngleich die Universität, wie ja auch die hallische, das Theaterwesen nicht begünstigte. Die „Deutsche Gesellschaft" hatte zwar nur kurze Lebensdauer, aber es bildeten sich immer wieder solche literarischen Zirkel, und einem gegen Ende des Jahrhunderts bestehenden gehörte Novalis an. Die Landsmannschaften hatten sich in der Zwischenzeit auch einer gewissen Blüte zu erfreuen gehabt, während die späteren „Orden" — engere, auf Lebenslänglichkeit ausgehende Verbindungen, die, vom Logenwesen herkommend, allerhand Symbole, Zirkel und sonstige Geheimnisse pflegten und die Vorläufer der heutigen Korps wurden, — nur dürftig in Elb-Athen vertreten waren und nicht die Rolle wie

anderswo spielten. Um 1800 herum wird die Sittsamkeit der Wittenberger Studenten von den verschiedensten Seiten gelobt und bei dem großen Säkularfest des Jahres 1802 im besonderen vom Rektor dankend anerkannt.

Das 17. Jahrhundert kennt noch wie im Mittelalter einen fünf- bis sechsjährigen Studiengang, wovon die ersten zwei Jahre der philosophischen Fakultät angehören. Die Universität wechselte man wie heute am liebsten nach den ersten Semestern. An die Studienzeit schloß sich vielfach die sog. Bildungsreise an, die ausländischen und anderen deutschen Hochschulen galt. Die akademischen Grade waren früher in einer üppigen Vielzahl vorhanden. In der Artistenfakultät wurde man nach ein paar Semestern Bakkalaureus. Viel wurde dazu nicht verlangt; es hielt sich im Rahmen unserer heutigen Schulkenntnisse. Nach weiteren ein, zwei Semestern konnte man Magister der freien Künste werden. Hierauf begann das Studium in einer der höheren Fakultäten. Der Magister artium liberalium betätigte sich gleichzeitig durch Halten philosophischer oder philologischer Vorlesungen. In der oberen Fakultät mußte man wieder erst Bakkalaureus werden. Dann konnte man, über die Vorstufe des Lizentiaten hinweg, endlich den Doktorhut einer solchen erlangen. Jede Erteilung einer Würde war an Prüfungen und Disputationen geknüpft und verpflichtete den Betreffenden, solange er auf der Universität verblieb, zum Halten von Vorlesungen. „Docendo discimus“ galt damals für Schüler wie für Lehrer. Dagegen Abgangsprüfungen zum Übertritt in den praktischen Beruf gab es im Mittelalter nicht. In der Neuzeit hat man Bedürfnis nach ihnen zuerst in der theologischen Fakultät in Wittenberg empfunden und so 1535 die Ordination der Geistlichen eingeführt. Die Studienzeit ging im 18. Jahrhundert aus Sparsamkeitsrücksichten auf drei Jahre herunter. Was die Studienfächer anbelangt, so ist klar, daß nach der ganzen Geschichte Wittenbergs die Theologie das Übergewicht über die beiden anderen Fakultäten haben mußte, — die philosophische Fakultät war ja als Unterbau der Universität nie das abschließende Ziel der Studierenden. Das blieb so bis um 1800. Da mit einem Male überragen die Juristen die Theologen an Zahl.

Stipendien

Ein Hauptanziehungsmittel für die Studenten waren die reichen Stipendien, die an der Leucorea bestanden. Mit dem Fortschreiten

der Kirchengüteraufhebung hielt ihr Anwachsen gleichen Schritt. Die kurfürstlichen Stipendien wurden nach Herkunft und Heimat verteilt, wobei aber alle Länder sächsischer Herrschaft, auch die der Albertiner, berücksichtigt wurden. Sie waren an Wohlverhalten und das Bestehen halbjährlicher Prüfungen gebunden. Während man aber auch heute noch nach dem Woher bei Verleihung eines Stipendiums fragt, fragte man in jener Zeit auch nach dem Wohin. Der Bewerber mußte sich für ein Kirchen- oder Schulamt dem Kurfürsten zur Verfügung halten. Die sog. großen Stipendien konnten nur an Magister verliehen werden; man ermöglichte diesen also ein längeres Aushalten im Studium, was sehr zu begrüßen war. Unter Kurfürst August wurde ein großer Teil der Stipendien in freier Wohnung und Verpflegung gegeben. Diese Stipendiaten durften nur die öffentlichen Vorlesungen hören und erhielten zu weiterem Studium und Einüben Repetenten. Private Stipendien waren in reicher Fülle von Anfang an gestiftet worden, darunter zwei für und von Ungarn.

Jubelfeste

Eins verstand man ganz besonders in Wittenberg: das Jubiläenfeiern. Die erste Gelegenheit für die Leucorea bot der 100. Jahrestag ihrer Gründung. Und nun erlebte man der Reihe nach die Taten des ersten Jahrhunderts im zweiten. Da kam beispielsweise zunächst die Erinnerung an den Thesenanschlag 1617, dann an die Übergabe der Augsburgischen Konfession, die 1630 inmitten der Kriegsnöte festlich begangen wurde. Das Schlimmste an Schrecken des Krieges sollte aber für Kursachsen erst noch kommen. Man kann es der Leucorea nachfühlen, daß sie 1650 aus tiefstem Herzen ein Dankfest für die Wiederherstellung des Friedens ansetzte. Zur zweiten Jubelfeier der Hochschule 1702, zu der die Universität Halle allein von allen deutschen Universitäten der pietistischen Streitigkeiten halber nicht eingeladen war, waren zahlreicher als je zuvor die Studenten herbeigeeilt, und die weitläufigen, festlichen Veranstaltungen wurden in mehrfachen Gedenkschriften den Nachfahren überliefert. Auch in dem neuen Jahrhundert ihres Bestehens feierte die Leucorea die Gedenktage der Reformation, 1717, 1730, 1746, 1755, 1783. Das Buchdruckjubiläum (1740) wurde ebenfalls festlich begangen. Für die dritte Jahrhundertfeier von 1802 wurde ein dreitägiges Programm aufgestellt. Von den benachbarten Universitäten hatten zwar die meisten, auch Halle, abgesagt, aber die

Studenten waren wieder in großen Scharen zu Wagen und zu Fuß herbeigekommen. Neben anderen hat der nachmalige hallische Professor der Medizin Dzondi — damals nannte er sich in Wittenberg noch Schundenius — die Veranstaltungen eingehend und in überschwenglichem Stil beschrieben.

Die Beamten der Universität

Unter den Beamten der Universität stand der Syndikus an erster Stelle. Er war dem Rektor bei der Führung der Amtsgeschäfte in allem behilflich, und da seine Stellung von Dauer war, war er ihm an Geschäftskunde überlegen. Er hatte auch den ihm unterstellten Notar der Universität, der bei allen Wahlen die Protokolle

Abb. 5. Jesus im Schiff. Wittenberger Matrikel, Leiste am Schluß des S.-S. 1551. Orig. Univ.-Bibl. Halle. Zu S. 38. (Phot. Kirstein & Co., Leipzig.)

führte und die Rechtsgeschäfte der Hochschule abschloß, zu besolden. Ursprünglich hatte jede Fakultät ihren Pedell. Seine Obliegenheiten glichen im allgemeinen denen, die heute mit dem Amte verbunden sind. Doch war ihr Kreis damals weiter gesteckt, so war dem Pedell eine Überwachung des Fleißes, beider, der Lehrer und Hörer, und die Fahndung nach verbotenen oder verderblichen Schriften aufgetragen. Seit 1734 gaben die Pedelle einen Conspectus dissertationum ac programmatum heraus, der bis zur Auflösung der Hochschule Bestand gehabt hat. Jedenfalls waren die Pedelle des Lateinischen mächtig und in den früheren Zeiten oft gar Magister. Auch der schon oben genannte Depositor gehört hierher. Dann kamen die Wirtschaftsbeamten, der Ökonom und Speiser, sowie

der Vorleser am allgemeinen Studententisch. Dieser billige Tisch, den die Universität auf der Grundlage eigener Viehhaltung, Bäckerei und Brauerei bot, erfreute sich reger Inanspruchnahme.

Die Universitätsverwandten

Die Kaste der Universitätsverwandten ist bald so alt als die Hochschule, denn mit die erste Sorge des Kurfürsten galt der Gewinnung eines Buchdruckers, der sich in Wittenberg niederlassen sollte. Aber diese Bemühungen hatten einige Zeit keinen rechten Erfolg. Der erste, der seßhaft wurde, war Grunenberg. Noch manches Buch der Wittenberger Gelehrten mußte in Leipzig gedruckt werden. Ein Leipziger unterhielt auch zuerst in Wittenberg einen Buchladen. 1519 siedelten aber zwei Söhne des Leipziger Buchdruckers Melchior Lotter nach Wittenberg über, gerade zeitig genug, um die zahlreichen Reformationsschriften Luthers nun in dieser Stadt selbst drucken zu können. Man suchte den Buchdruck und den Buchhandel, wo man konnte, zu fördern. Nur wurde um 1600 bestimmt, daß der Inhalt aller in Wittenberg gedruckten und feilgebotenen Bücher von dem Dekan der einschlägigen Fakultät gutgeheißen sein mußte. Die Hochschule versuchte ihre Jurisdiktion ab und zu über alle möglichen Leute, die ihr nützen konnten, auszudehnen. Maler, Buchbinder, Schreiber[1]), Perückenmacher, selbst einen Hochzeit- und Leichenbitter konnte sie gebrauchen. Um 1800 herum hatte die Hochschule auch einen eigenen Mechaniker und Drucker. Dieser Mechaniker war der berühmte Botaniker Schkuhr, der manchen damaligen Wittenberger Professor an Fähigkeiten bedeutend überragte. Einen eigenen Apotheker hat die Universität nie gehabt, nur war die Stadtapotheke der Aufsicht der medizinischen Fakultät unterworfen. Vom Jahre 1666 ab wurde ein Tanzmeister angestellt. Später plante man auch die Errichtung einer Art Ritterakademie, um Unterricht im Reiten, Fechten, Tanzen und Voltigieren, sowie Französisch den Studenten bieten zu können. Doch ist nur aus der Reitschule etwas geworden. Aber auch sie ist schon im 18. Jahrhundert wieder eingegangen. Fecht- und Tanzmeister hat es aber in diesem Jahrhundert immer gegeben.

---

[1]) Die Wittenberger Matrikel ist meist kunstvoll geschrieben und mit Miniaturen und dergleichen geziert (Abb. 3, 5). Ein Wiederaufleben dieser Gepflogenheit würde vielen Künstlern ein Feld zur Betätigung bieten und wäre sehr zu begrüßen.

Die Institute und Gebäude der Universität

Die beiden ältesten Universitätsgebäude sind die beiden Kollegien, mehrstöckige Häuser, die einesteils demselben Zwecke dienten wie die Bursen, andernteils aber auch Wohnräume für alleinstehende Dozenten, Versammlungsräume, Vorlesungs- und Speisesäle enthielten. Das „alte" Kolleg scheint ein bereits vorhandenes Gebäude gewesen zu sein, das „neue" war von Friedrich dem Weisen errichtet. Dieses erhielt deshalb den Namen Fridericianum (Abb. 6).

Abb. 6. Hof des Fridericianums. Wittenberger Matrikel, Semestertitel zum W.-S. 1044/45. Orig. Univ.-Bibliothek Halle. (Phot. Kirstein & Co., Leipzig.)

Dann erbaute die Universität auf ihre eigenen Kosten das Juristenkolleg. Später, zur Zeit der höchsten Frequenz der Hochschule, kaufte die Universität unter Beihilfe Kurfürst Augusts das Lutherhaus zurück und baute es zu Stipendiatenwohnungen um, wie nachmals auch das in dessen Garten vorn an der Straße neu angelegte Kollegienhaus gleichen Zwecken dienstbar gemacht wurde. Dieser Gebäudekomplex wurde von da an Augusteum (Abb. 7) genannt. Das vornehmste Institut einer jeden Hochschule, die allgemeine Bibliothek, war von Anfang an ein Gegenstand der Sorge

des Landesherrn gewesen. Spalatin, sein Vertrauter, widmete sich ihrer Vermehrung mit besonderer Liebe. Mit Aldus Manutius in Venedig wurden unmittelbare Beziehungen deshalb angeknüpft. Die Bücher wurden lange Zeit in einem Gemache des Schlosses, die kostbareren nach alter Sitte angekettet, untergebracht, und es wurde überhaupt, selbst an Professoren, nur ungern ausgeliehen. Freilich hatten auch damals schon die Kollegien und Bursen (vgl. Abb. 4) kleine Handbibliotheken. Nachdem beim Sturze der Ernestiner diese die alte Bibliothek als ihren Privatbesitz mit nach Jena genommen hatten, sah es aber auf lange Zeit böse in Wittenberg aus. Ganz hat sich die Bücherei zu der alten Höhe überhaupt nicht wieder aufgeschwungen. Erst um 1600 siedelte sie vom Schloß nach dem Augusteum über. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kam die äußerst wertvolle Privatbibliothek des Herrn von Ponickau in Dresden durch Schenkung in den Besitz der Hochschule. Ein anatomisches Theater besaß die Leucorea schon mindestens seit 1600. Dagegen nahm der botanische Garten erst 1660 im Hofe des Augusteums einen recht bescheidenen Anfang. Schon früh hatte die Universität ihr eigenes Krankenhaus, und im Beginn des 17. Jahrhunderts sammelte man sogar in aller Welt für einen Neubau, und zwar mit großem Erfolg. Die Pest war aber auch ein zu häufiger Gast. Im 18. Jahrhundert waren durch die kriegerischen Nöte die Gebäude und Institute ganz verkommen, und es fehlte an Geld auch zu den notwendigsten Lehrmitteln. Eine Sternwarte hat Wittenberg, trotz des großen Eifers für die Astronomie, nie besessen.

Wittenbergs Ende als Universitätsstadt

In der Zeit um 1800 erfreute sich die Leucorea wieder größerer Beliebtheit. Die Zahl von 300 Studenten, eine für die damalige Zeit große, bestätigt uns das. Zudem hatte das benachbarte, reformierte Anhalt eben erst seine alte Abneigung gegen das streng lutherische Wittenberg infolge der nunmehr freier gewordenen Richtung der dortigen theologischen Fakultät abgelegt, und es stand zu erwarten, daß sich die anhaltischen Studenten, die bis 1811 Frankfurt a. O. bevorzugt hatten, jetzt, nach Verlegung dieser Universität nach Breslau, der Leucorea zuwenden würden. Da wurde im Jahre 1813, als die Franzosen ihre Herrschaft in Deutschland durch die Verbündeten bedroht sahen, der Umstand, daß Wittenberg ein stark befestigter Brückenkopf war, der Hochschule zum Verderben. Die Franzosen belegten alle Universitätsgebäude und

viele Privathäuser für militärische Zwecke mit Beschlag und richteten sich zur äußersten Verteidigung ein. Schließlich kam es so weit, daß der Befehl erging, das Augusteum auch noch von der Bibliothek, dem Archiv und den Sammlungen der Hochschule binnen 24 Stunden zu befreien. Alles wurde, so schnell man konnte, in Kähne verpackt, um nach Dresden gebracht zu werden. Doch unterwegs fielen diese Kähne den Russen in die Hände, und man war genötigt, ihre Ladung in einem benachbarten Rittergut unterzustellen. Die meisten Professoren samt den Universitätsbehörden waren

Abb. 7. Flur im Augusteum zu Wittenberg. (Phot. W. Warstat.)

nach Schmiedeberg geflüchtet. An Vorlesungenhalten war aber nicht zu denken. Eine Rückkehr nach Wittenberg war ebenfalls ziemlich aussichtslos. Als im Beginn des Jahres 1814 die Preußen die Stadt erstürmt hatten, begaben sich wohl ein paar Professoren an ihren alten Wohnsitz zurück, aber die Mehrzahl blieb der Stadt fern und erwog eine Verlegung der Hochschule. Doch schon im folgenden Jahr sollte die vorübergehende Besetzung durch die Preußen zur Einverleibung in den preußischen Staat führen, und damit hörte alles Plänemachen zwischen den Professoren und den bis dahin maßgebenden, vorgeordneten sächsischen Behörden auf.

Halle

Kardinal Albrechts Universitätsplan

In Halle wurde jederzeit
was Neues angefangen,
und darum ist auch weit und breit
das Licht hier ausgegangen.

Aus „Die Prorectorwahl" 1789.

Das alte, feste Felsenschloß des Giebichensteins, an der romantischsten Stelle des unteren Saaltals gelegen, war im Mittelalter ein Lieblingsaufenthalt der Magdeburger Erzbischöfe. Das Schloß lag aber früher ein gut Stück von der Stadt Halle entfernt, die ja erst in jüngster Zeit durch eigenes Wachstum und Eingemeindungen dazu gekommen ist, seinen Bezirk in sich aufzunehmen. Um 1500 erbaute dann der Erzbischof Ernst aus dem Hause Wettin an der damaligen Weichbildgrenze der Stadt eine neue prächtige und geräumige, aber nichtsdestoweniger feste Burg, die nach dem Schutzheiligen des Erzstifts genannte Moritzburg. Kurz darauf folgte auf dem Magdeburger Stuhle jener Hohenzoller Albrecht, der zwei Erzbistümer (Mainz und Magdeburg) und das Bistum Halberstadt in einer Person verwaltete und Primas von Deutschland war. Er gab durch seine Begünstigung des Tetzelschen Ablaßtreibens und die in Halle veranstaltete Ausstellung seiner eifrig gesammelten Reliquienschätze der Wittenberger Reformationsbewegung Anlaß und fortdauernden Anstoß[1]). Auch mag seine überragende politische Stellung — Magdeburg, Halle, Erfurt, Franken — den sächsischen Kurfürsten die Idee der Landeskirche besonders empfohlen haben. Seine Vorliebe für Halle war tief eingewurzelt, so daß er trotz mancherlei Widerstands in Rat und Bürgerschaft viel für die Stadt tat und noch mehr plante. So wollte er auch hier eine Universität errichten zur Bekämpfung der Wittenberger Bewegung. Schon hatte er vom Kardinallegaten die päpst-

[1]) Als 1518 ein Abgesandter Tetzels die von Wimpina zur Verteidigung des Ablaßwesens aufgestellten Thesen mit nach Halle brachte, eilten Wittenberger Studenten dorthin, nahmen sie ihm ab und verbrannten sie.

liche Genehmigung im Jahr 1531 erwirkt. Auch hatte man Gebäude dafür neu errichtet, die nachmals so genannte „Residenz" (Abb. 8). Doch kam es nicht zur Ausführung. Die Reformation gewann selbst in Halle immer mehr Anhang, und schließlich zog sich der Kardinal verärgert nach den fränkischen Landen seines Mainzer Erzbistums zurück. Wie großen Wert Wittenberg auf die Eroberung Halles legte, sieht man daraus, daß der Propst des Aller-

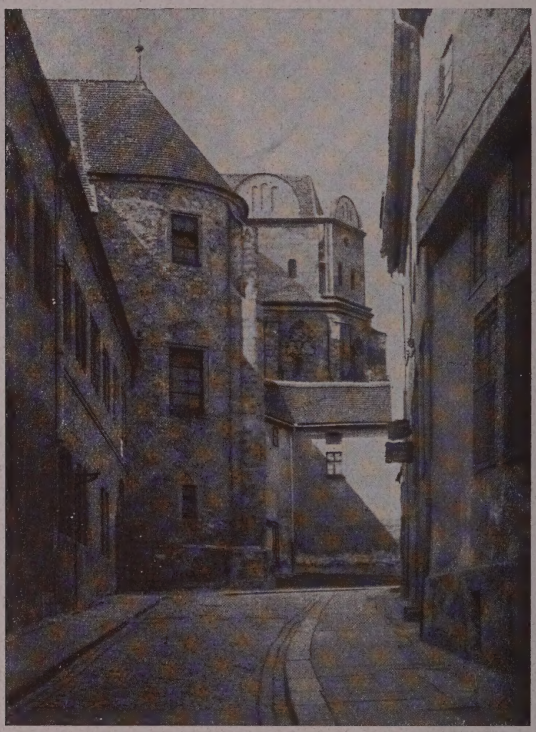

Abb. 8. Blick auf den Dom von der Domgasse aus, links die ehemalige Residenz mit der späteren katholischen, jetzigen Garnisonkirche. (Phot. W. Warstat.)

heiligenstifts und ordentliche Professor der theologischen Fakultät Jonas, der bereits dreimal Rektor der Universität gewesen war, hierherging, um in der Stadt für die Reformation zu wirken, und schließlich die Berufung als Pfarrer der Marienkirche und Superintendent annahm und hierblieb. Damals konnte wohl niemand in Halle ahnen, daß anderthalb Jahrhunderte später wieder ein Hohenzoller hier eine Hochschule zu gründen unternehmen würde,

gegen deren Neuerungsgeist Wittenberg seinen alten Standpunkt zu wahren sich genötigt sehen, und die sich so mächtig entwickeln würde, daß ein paar Institute von ihr jenes alte Universitätsgebäude, die Residenz, füllten.

Die Entstehung der heutigen Universität

Diese neue Gründung[1]) hatte zwei Wurzeln, erstens die Ritter-

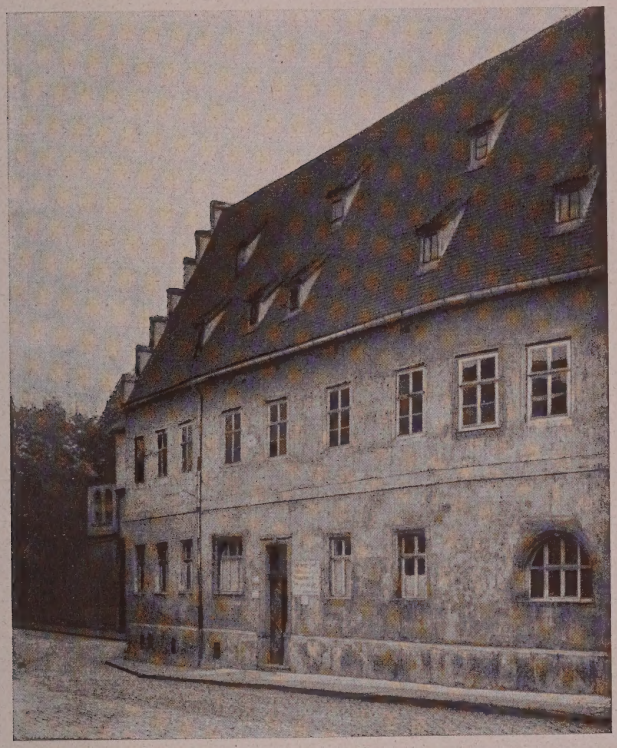

Abb. 9. Altes Regierungsgebäude, später Oberbergamt, jetzt Zahnärztliches Institut. Domplatz. (Phot. W. Warstat.)

akademie, zweitens das Seßhaftwerden von Thomasius und Francke in Halle.

Als nach dem Tode des letzten Administrators des Magdeburger Erzstifts dieses an Brandenburg fiel, lebte in Halle von der Hof-

[1]) Die Geschichte der Universität bis zum Jahre 1892 ist eingehend dargestellt und mit ausführlichen Quellennachweisen belegt in Wilhelm Schrader: Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle. T. 1—2. Berlin 1894.

haltung (Abb. 9) her ein Kammerdiener La Fleur. Dieser richtete nun, um seinen Unterhalt zu gewinnen, mit kurfürstlicher Genehmigung eine Ritterakademie ein. Friedrich III. ging aber über seinen Vater hinaus, indem er seinen Stallmeister v. Berghorn eine ähnliche Anstalt ins Leben rufen ließ und ihn mit festem Gehalt ausstattete. La Fleur wurde entschädigt.

Wie einst bei den Prager Universitätswirren ein großer Teil der Abgewanderten sich in Leipzig festgesetzt hatte und dann hier eine neue Hochschule entstanden war, so verließen Leipzig am Ende des 17. Jahrhunderts infolge heftiger Befehdungen zwei Gelehrte, die sich bald in Halle zu neuem Wirken zusammenfanden, an das sich ebenfalls eine Universitätsgründung anschließen sollte. Prag, Leipzig, Halle liegen dabei zufällig in einer Richtung. Die beiden Gelehrten waren Christian Thomasius und August Hermann Francke. Dem Thomasius war, nachdem er sich von Leipzig nach Berlin gewandt hatte, von Friedrich III. 1690 erlaubt worden, sich in Halle niederzulassen, um der studierenden Jugend (man dachte vor allem an Zöglinge der obengenannten Ritterakademie) mit juristischen Lektionen und Kollegien an die Hand zu gehen. Francke war nach vielfacher Irrfahrt schließlich in der Pfarrstelle zu Glaucha vor Halle unter dem Schirm desselben Fürsten zur Ruhe gekommen. Brandenburgs Herrscher ahnte wohl, welche geistigen Kräfte er seinem Staate erwarb, und die Zukunft hat seine Wahl glänzend gerechtfertigt. Jener war der weltgewandte Vertreter des Naturrechts, der mitsamt seinen Schülern den Ideen Pufendorfs in Halle eine Stätte bereitet hat, der große Vorläufer der Aufklärung, der unerschrocken gegen den Hexenwahn ankämpfte und den Zopf des Lateinsprechens kurzerhand abschnitt. Dieser schuf als einfacher Pfarrherr in Glaucha durch bergeversetzende Glaubenszuversicht und geniale Menschenkenntnis die umfangreichen Stiftungen, kurz das Waisenhaus genannt, die allzeit neben der Universität Halles Ruhm ausgemacht und in ständiger Beziehung zu ihr gestanden haben. Dabei war er das Haupt einer starken theologischen Schule. Zwei Persönlichkeiten in des Wortes tiefster Bedeutung trafen da zusammen, deren Schilderung immer und immer wieder von neuem Reiz sein wird, wie oft sie auch schon versucht ist. Beide, „der Vater der Universität“ und „der Waisenvater“, waren von großer Einwirkung auf Mit- und Nachwelt.

Der Hauptbeweggrund, die Errichtung einer Universität in Halle ins Auge zu fassen, war die durch die Erwerbung des Herzogtums

Magdeburg bewirkte Vermehrung der lutherischen Untertanen. Für diese kam nämlich bloß die weit entfernte Königsberger Hochschule in Frage, da Frankfurt a. O. reformiert war. Zugleich suchte der Hof bei der neuen Gründung seine theologischen Unionsideen zu verwirklichen, wie denn auch Spener, der Vater der gemütstiefen und dabei dogmatisch freieren neuen religiösen Richtung, die wir in Francke verkörpert sehen, sich in Berlin, wohin er eben erst, gleichfalls aus Sachsen, unter unerfreulichen Umständen berufen worden war, für diese Ideen einsetzte.

Die Einrichtung der Hochschule

Es wurden also in Halle Vorlesungen gehalten, ein gewisses akademisches Leben entfaltete sich, bevor überhaupt eine Hochschule Rechtens und förmlich eröffnet war. Doch was lange währt, wird gut. Im Jahre 1692 ernannte der Kurfürst Veit Ludwig von Seckendorf, einen Mann, der sich bereits als hoher Verwaltungsbeamter wie als Gelehrter bewährt hatte, zum Kanzler der Universität. Seckendorf sollte aber dieses Jahr nicht überleben. Im folgenden Jahre gelang es, ein kaiserliches Privilegium zu erhalten, daneben berief man sich auf das päpstliche für Albrecht.

So konnte man endlich am 1./11. Juli 1694, am Geburtstage des Landesherrn, unter Entfaltung großen Prunkes die Gründung der Hochschule feierlich und festlich begehen. Zwei zeitgenössische, ausführliche Beschreibungen all der Veranstaltungen sind der Nachwelt überliefert. Gebäude brauchte ja eine Universität in alter Zeit herzlich wenig, wie wir schon bei Wittenberg gesehen haben. Aber noch nicht einmal das wenige ließ sich in Halle leicht bereitstellen. Es kostete manchen Kampf, um den hochweisen Rat zu vermögen, einen Teil der Wage (Abb. 10 und 11), des Hochzeithauses, für die Zwecke der Alma mater (Aula oder, wie man damals sagte, das Große Auditorium und Geschäftszimmer) herzugeben, und das noch unter dem Vorbehalte, daß der große Saal für Hochzeiten vornehmer Bürger und Aufführungen umherziehender Komödianten verfügbar bleiben müsse. Man versprach sich nichts von einer Universität, wenngleich doch schon des Thomasius nicht kleine Zuhörerschar manchen Gulden in Halle verzehrt hatte. Bald dachte man freilich anders und sah, wo sein Vorteil lag, und seitdem ist die „Academia“ mit der Bürgerschaft innig verwachsen und von ihr hochgeschätzt. Trotzdem mußten die Professoren auch dann noch ihre Vorlesungen in eigenen Räumen abhalten, und erst, als die Regierung glaubte,

eine Vernachlässigung der öffentlichen Vorlesungen beobachten zu können, wies sie 1735 vier Zimmer im ehemaligen Residenzgebäude für diesen Zweck an.

Die Verfassung und die Gerechtsame

Die Universität hatte zuerst in dem Ordinarius (ersten Professor) der Juristen Samuel Stryk ihren Direktor, der in allen Rechtsfragen dem Prorektor zur Seite treten sollte, und dem überhaupt die allgemeine Sorge für das Wohl der Universität übertragen war. Eine ähnliche Stellung war die des Kanzlers, dessen Würde zuweilen Professoren verliehen wurde. Das Rektorat übernahm ein Mitglied des Herrscherhauses. Die Professoren wählten alljährlich einen Prorektor[1]). Der erste war der nur ein Jahr der Hochschule angehörige Theologe Johann Wilhelm Baier. Über der Universität standen die sog. Oberkuratoren, hohe Beamte in Berlin. Die Universität genoß bekanntlich auch mancherlei Vorrechte, so hatte sie z. B. einen besonderen Gerichtsstand. Die materiellen Vorrechte der Professoren: Akzisefreiheit, Freiheit von der Last der Einquartierung, vom Kaufschoß beim Ankauf eines Wohnhauses u. a., waren oft dem Wandel unterworfen. Dagegen erhielt sich zähe das Recht der Universität auf die Zensur über sämtliche im Herzogtum Magdeburg erscheinenden Druckwerke. Für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ist ein spezielles Recht der juristischen Fakultät von Bedeutung, das der Erteilung von Rechtsgutachten. Die Untergerichte des Herzogtums Magdeburg und der Grafschaft Mansfeld waren angewiesen, alle Prozeßakten an die juristische Fakultät oder den hallischen Schöppenstuhl einzusenden. Von 1740 ab wurde jedoch die Aktenversendung in Preußen verboten und die Fakultät nur noch von außerpreußischen Gerichten in Anspruch genommen, bis die französische Verwaltung auch diesem Zustande größtenteils ein Ende machte.

Die Unterhaltung der Universität wurde zu gewissen Anteilen bestimmten Staatskassen aufgebürdet. Nur dem theologischen Seminar, welches als ältestes Universitätsinstitut zugleich mit ihrer Gründung ins Leben trat, wurden, in einer an die frühesten Zustände Wittenbergs gemahnenden Weise, die Einkünfte des ehemaligen Benediktinerklosters Hillersleben überwiesen. Doch wurde diese laufende Zahlung durch eine einmalige von 30000 Talern schon ein

[1]) Seit 1854 gibt es aber nur einen (gewählten) Rektor.

Menschenalter später abgelöst, wofür die theologische Fakultät die beiden Rittergüter Ammendorf und Beesen erwarb.

Die erste Blütezeit (bis 1730)

Man hat mit Recht die Einmütigkeit in Lehre und Wandel gelobt, die in den ersten Jahrzehnten der Hochschule sowohl die Theologen als auch die Juristen untereinander auszeichnete.

Bei den Theologen war sie am erklärlichsten, hatte doch Francke

Abb. 10. Das Wagegebäude in heutiger Zeit. Markt. Zu S. 49. (Phot. W. Warstat.)

bzw. Spener nur Kollegen seiner Richtung, Geist von seinem Geist, zu sich herangeholt. Alle waren von gleicher Glaubenswärme angefüllt, bestrebt, an Stelle der dogmatischen Außenseite die Herzensstellung zu Gott zu pflegen, wie auch ihre Vorlesungen durch den erbaulichen Charakter gekennzeichnet waren. Der älteste Theologieprofessor war der ob seines ernsten und strengen Lebenswandels und seiner Milde allgemein angesehene und verehrte Joachim Justus Breithaupt, der bald nach Thomasius Vorlesungen zu halten begann, — Francke gehörte ja die ersten Jahre nominell der

philosophischen Fakultät an. Als ein Mann lauterster Frömmigkeit lebt auch der erst später berufene Paul Anton in der Überlieferung. Der streitbarste Vertreter des Pietismus, wie man die hallische Richtung nannte, wohl aber auch der am ehesten wissenschaftlich zu nennende, war Joachim Lange, der außerhalb seiner Theologie sich noch durch eine in 26 Auflagen verbreitete lateinische Grammatik verdient gemacht hat. Wegen seiner Milde und Innigkeit sowie als Liederdichter wurde Johann Jakob Rambach hochgeschätzt, dem leider nur eine kurze Wirksamkeit beschieden war.

Bei den Juristen war das gute Einvernehmen schon mehr zu bewundern. Männer wie der höchst würdevolle und dabei jeden Vorteil für sich wahrende, hervorragende Kenner des römischen Rechts Stryk und der allzeit von Spottlust überfließende Thomasius, hätten leicht ständige Gegner werden können. Doch bewahrte die Herzensgüte und feine Selbstbeobachtung diesen vor allen ernstlichen Entzweiungen — selbst mit den ihn ob seiner Lehre beargwöhnenden Theologen. Stryk kam von Wittenberg, wo er mit großem Beifall gelehrt hatte, und nicht wenige Schüler folgten ihrem geliebten Lehrer nach Halle, so auch der hier zu großer Wirksamkeit gelangende Johann Peter Ludewig. Ludewigs weithergeholte, geschichtliche Nachweise lieferten für den politischen Willen des preußischen Herrscherhauses die rechtliche Deckung, und er war allemal mit den Beweisen rechtzeitig zur Hand. „Toujours en vedette" hätte auch sein Wahlspruch sein können. Freilich, seine unbefangene Eitelkeit und Ruhmredigkeit paßte weniger dazu. Ludewig war von Geburt Schwabe, aber seine überzeugungsvolle Ergebenheit gegen die Hohenzollern war unwandelbar, und man hat ihn „den klassischen Typus des zum Preußen gewordenen Nicht-Preußen" genannt. Er erhielt den Reichsadel und war länger als zwanzig Jahre Kanzler der Universität. Nikolaus Hieronymus Gundling ähnelte am meisten dem Thomasius, wie er auch dessen Lieblingsschüler gewesen war. Hingegen war Johann Gottlieb Heineccius eine sehr selbständige Gelehrtennatur, in dem klassischen Altertum und der Jurisprudenz gleich bewandert. Sein „Antiquitatum Romanarum jurisprudentiam illustrantium syntagma" ist vielfach aufgelegt worden. Der Kirchenrechtslehrer Justus Henning Böhmer wirkte durch seine umfangreichen und tiefgründigen Werke, von denen nur das „Jus ecclesiasticum Protestantium" und das „Corpus juris canonici" genannt sein mag, noch auf viele Generationen hinaus. Die 1727 neugegründete Professur für Staats-

oder Kameralwissenschaft erhielt der durch seine Erfahrung in Verwaltungssachen ausgezeichnete Jurist Simon Peter Gasser. Alle Mitglieder der Fakultät beseelte der Geist vollkommenster gegenseitiger Achtung und Wertschätzung.

Nach außen fehlte es beiden Fakultäten dagegen, ganz abgesehen von den bald einsetzenden Reibereien der Theologen mit Thomasius, ihrem früheren Mitstreiter, keineswegs an Fehden. Da war es schon

Abb. 11. Aus der alten Wage. Nach Homanns Plan von Halle und Umgebung. Zu S. 49. (Phot. Kirstein & Co., Leipzig.)

der Gegensatz zu der orthodoxen Stadtgeistlichkeit, in Halle sowohl als an anderen Orten, der den Theologen viel zu schaffen machte, dann der immerwährende Streit mit den Hütern lutherischer Rechtgläubigkeit in Wittenberg. Daß der Streitschriften von beiden Seiten nicht wenige waren, versteht sich von selbst. Aber in mehreren Punkten nahm das gegenseitige Verhalten geradezu komische Formen an. Zum Beispiel waren die Pietisten abgesagte Feinde des Tanzes, auch hatte Spener das Manschettentragen und Pudern als

unanständig und sündhaft bezeichnet. Die Wittenberger Hochwürden „trugen nun Manschetten von einer solchen Sichtbarkeit, daß sie dieselben vor dem Essen sich jedesmal aus leicht begreiflichen Gründen abbanden, und fuhren einmal sämtlich mit großen, schneeweiß gepuderten Perücken nach Kemberg und tanzten da zur Ehre Gottes so lange, daß sie völlig als ungepuderte Spenerianer wieder nach Hause fuhren", um den Hallensern Ärgernis zu geben. Diese hingegen übertrafen jene, den Streit im ganzen betrachtet, schließlich an Unnachgiebigkeit. Ähnlich erging es den Anhängern Franckes in ihrer Unbeliebtheit bei Friedrich dem Großen. Es war allgemein bekannt, daß sie das Theater bekämpften. Als nun die Universität eine Eingabe gegen eine Theatertruppe an den König richtete, vermutete dieser, die Eingabe habe Franckes Sohn zum Urheber, und befahl ihm in der schroffsten Form, ins Theater zu gehen und darüber ein Zeugnis einzusenden. Aber nicht nur an guten Nachbarn gebrach's den Hallenser Theologen, selbst in weiter Ferne waren sie verketzert. So war in Siebenbürgen die Sächsische Synode bereits im Jahre 1708 mit einer Warnung vor dem Besuch der theologischen Vorlesungen in Halle hervorgetreten und hatten 1713 zwei Lehrer des Hermannstädter Gymnasiums, hallischer Lehren und des Pietismus beschuldigt, die Stadt verlassen müssen. Bei den Juristen gingen die Angriffe der Außenwelt nicht auf die Fakultät als Ganzes, sondern auf die einzelnen Mitglieder, vor allem Thomasius, der von der orthodoxen Geistlichkeit seiner Lossagung vom Hexenglauben halber viel angefeindet wurde, Gundling und Ludewig, dessen antikaiserliche Rechtsaufstellungen starkem Widerspruch begegneten.

Die medizinische Fakultät war in Halle zuerst der Zahl nach schwach vertreten, gleichwie bei Wittenbergs Anfang. Zwei Ordinarien, jeder Vertreter einer anderen Richtung, teilten sich in das große Gebiet. Der eine war Friedrich Hoffmann, durch seine rüstige Langlebigkeit gleichsam der wandelnde Beweis für die Richtigkeit seiner ärztlichen Ratschläge. Seine Verdienste erschöpfen sich nicht bloß in seinem Lehramt. Seine Entdeckung der Lauchstedter Heilquelle war die Bedingung für das Bad Lauchstedt, die Stätte des Goethetheaters, und so hatten die „hällschen Bursche" ihre fröhlichen Lauchstedtfahrten schließlich ihm zu danken. Ja, heute noch sind die „Hoffmannstropfen", die auf ihn zurückgehen, ein beliebtes Hausmittel. Der andere Mediziner, Georg Ernst Stahl, war mehr als Förderer der Wissenschaft bedeutend. Nach Stahls

frühem Fortgang nach Berlin als Leibarzt des Königs gestaltete sich das Leben in der Fakultät bunter und vielseitiger.
Die meisten philosophischen Lehrstühle waren nicht eben hervorragend besetzt. Von dem kenntnisreichen Christoph Cellarius hatte man sich, auch wohl der großen Anzahl seiner bereits vorliegenden Werke wegen, in Hinsicht der klassischen Philologie viel versprochen, aber er hat es nicht gehalten. Die orientalischen Sprachen wurden in Halle von einem Theologen, nicht wie in Wittenberg von einem Philosophen, vorgetragen. Auf diesem Gebiet waren Johann Heinrich Michaelis und sein Neffe Christian Benedikt Michaelis jahrzehntelang erfolgreich tätig. Unter den Studenten überwogen zu Beginn die Juristen, und die hohen preußischen Beamten sind zumeist in Saalathen mit Weisheit ausgerüstet worden. Die ebenfalls zahlreichen Theologen kamen weniger des wissenschaftlichen Rufes halber hierher, als vielmehr durch die Gestalt des Gottesmannes Francke angezogen, oder wenn sie arm waren, der Freistellen der Stiftungen wegen. Die philosophische Fakultät dagegen wurde um ihrer selbst willen noch nicht viel besucht, aber gerade in ihr sollte Halle einen Gelehrten bekommen, dessen Gedankengänge den Forschern auf allen Gebieten menschlichen Wissens unwiderstehlich einleuchteten und für Evangelische gleicherweise wie für Jesuiten brauchbar waren, dessen Sprachweise in allen Wissenschaften die herrschende wurde, mit einem Wort den Dolmetsch der verborgen laufenden Zeitströmung: Christian Wolff. Auf mathematischem und naturwissenschaftlichem Gebiet war er Verfasser beliebter Lehrbücher, und den Naturwissenschaften kam außerdem sein Eintreten für die Anwendung des Mikroskops, das er als erster handhabte, zugute. Hinsichtlich der eigentlichen Philosophie war er in vielem angeregt durch Leibniz, dessen Tiefe ihm aber nicht gegeben war, und besaßen seine Ideen die leichte Faßlichkeit, die ihnen überall zum Siege verhalf. Er selbst war ein Meister des ungezwungenen freien Vortrags in deutscher Sprache. Die Zeit der Aufklärung war offenbar geworden. Selbst die Generalität in der Umgebung des Königs war in Wolffianer und Anti-Wolffianer gespalten, und das sollte ihn für viele Jahre den hallischen Lehrstuhl kosten. Weil ihm die Schädlichkeit der neuen Lehre für seinen Stolz, die Armee, begreiflich gemacht war, verjagte der König 1723 Wolff ohne weiteres unter Androhung der Strafe des Stranges binnen 48 Stunden aus seinen Ländern. Zum Glück lag damals um Halle herum die Landesgrenze überall in Sehweite. Wolff benahm sich würdevoll

und doch ehrerbietig. Er wurde in Marburg, wohin er sich wandte, mit offenen Armen aufgenommen. Siebzehn Jahre lehrte er dort ebenfalls unter starkem Beifall. Dann war es eine der ersten Regierungshandlungen des großen Friedrich, ihn höchst ehrenvoll zurückzurufen, und dieser Aufforderung leistete auch Wolff Folge.
Die ersten Jahrzehnte der hallischen Hochschule schienen den Mitlebenden und den Späteren ein neues Zeitalter in der Wissenschaft heraufzuführen. Die Lebensfrische und Kühnheit der neuen Lehren zog die Geister mächtig an. Voll Selbstvertrauen erhob sich zum erstenmal die deutsche Wissenschaft. Und zugleich war die Wirkung der Universität von ungemein praktischer Bedeutung für den Staat. Der ganze preußische Beamten-, Pastoren- und Lehrerstand erhielt hier die „Richtung auf das Verständige, Nützliche und Zweckmäßige" eingeprägt. Seit Wittenbergs großen Tagen hatte keine Universität einen solchen Einfluß ausgeübt.

Die unfruchtbare Übergangszeit (1730—60)

Das Ansehen der Universität beruhte aber auf ihrer ersten Gelehrtengeneration. Mit ihrem Dahinsinken trat für einige Zeit ein auffallender Tiefstand ein. Es ist zu verstehen, daß der sparsame Soldatenkönig, der zudem die Lehrfreiheit in der Person Wolffs verletzt hatte, wenig Anziehungskraft für Gelehrte besaß. Während seiner letzten Lebensjahre hat auch die Konkurrenz Göttingens Halle viel geschadet. Dann kam Friedrich der Große, der sich vor und während des Siebenjährigen Krieges nur ausnahmsweise um die Universitäten kümmern oder größere Mittel bereitstellen konnte. Die Frage des Professorenersatzes ist allezeit zum Teil eine Geldfrage. Der Staat konnte aber nicht genügend hohe Gehälter in Aussicht stellen, und als er sich in einem Falle doch dazu entschloß, nämlich um den großen Göttinger Rechtslehrer Stephan Pütter herbeizuziehen, fand er keine Gegenliebe. Bezeichnend für den Lauf der Welt ist es, daß der Rückgang der Leistungsfähigkeit der Hochschule in ihrem Besuch gar nicht zum Ausdruck kam; er hielt sich nach wie vor auf derselben Höhe.
In der theologischen Fakultät war der Niedergang sehr zu spüren. Die alte Kraft schwand dahin. Aber hier bereitete sich gleichzeitig eine innere Umwandlung vor. Um 1730 segneten all die Häupter des hallischen Pietismus das Zeitliche. Nur Lange blieb noch auf einige Zeit einsam zurück. Unermüdlich suchte er den Einfluß Wolffs zu bekämpfen und seine drohende Rückberufung zu verhindern. Die

Theologen witterten mit Recht schlimme Wirkungen, die seine Philosophie für ihren Glauben haben mußte. Aber auf die Dauer konnten sich auch die Diener Gottes den herrschenden Anschauungen der Mitmenschen nicht ganz verschließen. So war schon Siegmund Jakob Baumgarten, der 1734 in die theologische Fakultät eintrat, merkbar von Wolff beeinflußt, aber ohne weitergehende Folgerungen zu ziehen, jedenfalls ohne von den Pietisten, die ihn auf Schritt und Tritt beobachteten, abrücken zu wollen.

Die Juristen hatten verhältnismäßig am wenigsten verloren. Ludewig, Böhmer, Gasser und Heineccius wirkten noch ein ganzes Jahrzehnt in voller Kraft nebeneinander, mitten im Verfall der Universität Zeugen einer entschwundenen, großen Zeit. Dann ließen auch die Älteren von ihnen in ihrer Tätigkeit recht nach. Die neuhinzukommenden Kollegen waren alle mittelmäßige Gelehrte ohne Bedeutung. Zu erwähnen ist noch, daß, als Wolff nach Halle zurückkam, ihn ein junger Jurist begleitete, der später mit Heisler zusammen der Vertreter seines Geistes in der Fakultät sein sollte: Daniel Nettelbladt. So gewann seine Lehre auch über die Juristen Macht.

In der Medizin ist besonders Johann Juncker, ein Anhänger Stahls, zu nennen. Er war zugleich der Arzt des Waisenhauses und unterwies seine Hörer dort am Krankenbett und schuf so einen Ersatz für klinische Einrichtungen. Bei aller Unzulänglichkeit nach heutigen Begriffen galt dieses Unternehmen damals als einzig dastehender Vorzug der Universität. Neben Juncker war nur noch Andreas Elias Büchner von Bedeutung.

Der philosophischen Fakultät schenkte der Thronwechsel ihren Wolff wieder, wie wir bereits sahen. Wolff wurde nach Ludewigs Ableben Kanzler der Hochschule. Aber weder diese noch andere Ehrungen konnten ihm ersetzen, was ihm jetzt in Halle fehlte: die Zuhörer. Er konnte eben nur noch Wiederholungen, aber nichts Neues mehr bieten. Während Wolffs Abwesenheit von Halle hatte sich schon sein Schüler Alexander Baumgarten in seiner „Metaphysik“ und „Ethik“ offen zu ihm bekannt. Baumgarten war durch seinen anziehenden Vortrag bei den Studenten sehr beliebt. Sein Interesse für die wissenschaftliche Betrachtung der Dichtkunst war bekannt und hat ja später in seiner Frankfurter Zeit zur Abfassung der „Ästhetik“ geführt, wodurch er der Begründer dieser Wissenschaft geworden ist. In Halle haben einerseits Winckelmann, der spätere Begründer der Kunstgeschichte des Altertums, und anderseits Gleim und mancher andere der Anakreontiker zu seinen Füßen gesessen.

Nach ihm wirkte sein Schüler Georg Friedrich Meier auf verschiedenen Gebieten der Philosophie ein Menschenalter hindurch literarisch und als Lehrer. Außer den Genannten vertraten auch andere, weniger wichtige Mitglieder des Lehrkörpers die Philosophie im Anschluß an Wolff, sowohl vor als nach seiner Rückkehr. Der Vertreter der Nationalökonomie nach Gassers Tode (Stiebritz) gehörte der philosophischen Fakultät an und war ebenfalls ein Anhänger Wolffs.

Die zweite Blütezeit (1760–1806)

Dem trostlosen Zustand der Öde und Flachheit wurde endlich durch die glückliche Berufung eines höchst bedeutenden Theologen ein Ende bereitet. Und nun kam wieder schöpferischer Schwung in das Leben der Hochschule. Die rationalistische Theologie und später die klassische Altertumswissenschaft und die Medizin erlebten an ihr eine von allen Seiten anerkannte Blüte.

Auf die Theologen machte sich Wolffs Einwirkung in diesem Zeitabschnitt nicht nur formal, wie mehr bei den Juristen, sondern auch inhaltlich umgestaltend geltend. Der große Bahnbrecher Johann Salomo Semler, ein Schüler des obengenannten Siegmund Jakob Baumgarten und auf dessen Anregung nach Halle berufen, wandte sich bewußt von der Tradition ab und verhalf der Aufklärung auch in der Gottesgelahrtheit zum Siege. An Quellenkenntnis und Gelehrsamkeit überragte Semler die Männer der älteren Richtung um Haupteslänge. Seine Kritik sollte aber den Kern des Christentums keineswegs angreifen, sondern nur reiner herausschälen, wie seine persönliche Frömmigkeit ihn stets davor bewahrt hat, sich den damaligen englischen und französischen Freidenkern in der Verachtung der Offenbarung anzuschließen. Seine Auslegungsmethode ist am besten aus seinem „Apparatus ad liberalem Novi Testamenti interpretationem“ und aus dem entsprechenden Werk für das Alte Testament zu ersehen. Während seine Arbeiten zur Dogmatik weniger wertvoll sind, sind es dagegen in hervorragendem Maße seine kirchengeschichtlichen Schriften[1]). Semlers Anhänger und bald jüngerer Kollege Nösselt war seiner Milde und Abgeklärtheit wegen hoch angesehen. Er ging über jenen nicht mehr hinaus, vertrat aber seine Lehre mit Unbeugsamkeit, wie er besonders im Kampfe mit den Reaktionsbestrebungen des

[1]) Daß nicht überall der Rationalismus durchschlug, zeigt die Abberufung der ungarischen Studenten aus Halle durch ihre Regierung.

Kultusministers Wöllner bewiesen hat. In Wirklichkeit war Nösselts Lehre mehr christlich gefärbter Eudämonismus als Christentum. Doch wies er atheistische Angriffe scharf ab. Am bedeutendsten ist noch seine „Anweisung zur Bildung angehender Theologen". Neben Nösselt stand der ältere Knapp und Johann Ludwig Schulze, die beide noch dem Pietismus zugetan waren. Ende der siebziger Jahre des Jahrhunderts begegnen wir zwei Lehrern, deren lange, gesegnete Wirksamkeit — konnten doch beide ihr fünfzigjähriges Dozentenjubiläum feiern — noch das ganze erste Viertel des folgenden Jahrhunderts mit umspannt: dem jüngeren Knapp, dessen Vorlesungen durch Vollständigkeit und brauchbare Anordnung des in enger Anlehnung an die biblische Überlieferung vorgetragenen Stoffs beliebt waren, und August Hermann Niemeyer, der sich eigentlich mehr dem Altertum und der Pädagogik widmete, aber doch auch als theologischer Lehrer rationalistischer Färbung sehr geschätzt war. Auch der aufkommenden romantischen Richtung hat die Theologie, freilich nur für kurze Zeit, ihren Tribut gezahlt. Schleiermacher, einst hallischer Student und Schüler des später zu nennenden großen Friedrich August Wolf, steht in Halle als Professor der Theologie weder mit seinen vorangegangenen noch mit seinen nachfolgenden Kollegen in näherem Zusammenhang. Die wunderbare Stimmung seiner Religiosität paßte weder zu dem Rationalismus Nösselts noch zu dem des späteren Wegscheider. An Scharfsinn war er zudem beiden überlegen. Er war nur vier Jahre in Halle, gleichsam ein Meteor am hallischen Gelehrtenhimmel. Doch schrieb er hier die schöne kleine Schrift „Die Weihnachtsfeier".

Der Juristenfakultät allein blieb es in diesem Zeitraum versagt, etwas wahrhaft Bedeutsames aufweisen zu können. Nur der oben bereits genannte Daniel Nettelbladt ragt unter den Juristen merklich hervor. Mit ihm aber tritt an die Stelle der geschichtlichen Forschung und Begründung systematische Ordnung, enzyklopädische Ausgestaltung, alles im Sinne Wolffs gehalten, unter Rücksichtnahme beim Umformen auf Nützlichkeit und Brauchbarkeit. Sein Schüler Ernst Ferdinand Klein hat sich durch die philosophische Begründung des Rechts einen Namen gemacht. Doch war er schon zu der neuen Philosophie Kants übergegangen.

Unter den Medizinern finden wir in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts einen Wolffianer, der freilich für seine Wissenschaft keine Bedeutung erlangt hat, so daß nun auch in der medizinischen Fakultät als letzter diese Geistesrichtung vertreten war.

Gegen Ende des Jahrhunderts hebt für die Fakultät eine neue, große Zeit an, und gleichwie am Ausgang des vorigen Jahrhunderts die erste Glanzzeit, inauguriert auch diese Epoche ein Doppelgestirn, der ältere Meckel und Johann Christian Reil. Jener wurde der Begründer der anatomischen Sammlungen, war aber auch auf chirurgischem und geburtshilflichem Gebiet tätig. Dieser war, abgesehen von den Anregungen, die ihm die verschiedensten Fächer seiner Wissenschaft verdanken, besonders um die medizinische Therapie verdient, die er auf die Physiologie gründete. Sein Ansehen als Arzt stand sehr hoch. Goethe nahm seinen Rat mehrfach in Anspruch und würdigte ihn seiner Freundschaft. Als Handel und Wandel in Halle darniederlag, in der Zeit des Königreichs Westfalen, legte Reil auf dem Grundstück des damals aufgehobenen reformierten Gymnasiums nördlich vom Dom voll Wagemut ein Bad an, das, mit den neuesten Errungenschaften ausgestattet, das größte Interesse der Zeitgenossen fand. Auch nachdem er später an die neugegründete Universität Berlin übergesiedelt war, sorgte er noch ständig für sein Bad. Und als dann die Kämpfe um Leipzig eine Unmenge Verwundete in die hiesige Gegend brachten, widmete er sich ihrer Pflege mit Aufbietung aller Kräfte, bis er selbst dem Lazarettfieber erlag. Der neben den beiden großen Ärzten stehende Kurt Sprengel hat sich der Geschichte der Medizin angenommen. In gleicher Weise wie die Heilkunde vertrat er das Fach der Botanik und schrieb auch die Geschichte dieser Wissenschaft. Als Botaniker führte er die, wie wir sahen, schon von Christian Wolff angeregte Benutzung des Mikroskops nunmehr bleibend ein. Sobald Goethe davon hörte, kam er sofort von Lauchstedt herüber, um sich von Sprengel im Gebrauch dieses wertvollen Hilfsmittels zur Untersuchung seiner lieben Pflanzen unterweisen zu lassen.

Hatte die philosophische Fakultät in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Christian Wolff einen Gelehrten von universaler Bedeutung ihr eigen genannt, so besaß sie in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts einen Meister auf einem enger umgrenzten Gebiet, der eine ähnliche überragende Stellung einnahm. Auch er hieß Wolf (Friedrich August), und sein Fach war die klassische Philologie. Es ist geradeso, als ob Halle für sein Unglück mit Herrn Klotz und seinem Kreise hätte entschädigt werden sollen. Auch dieser hatte die Alma mater im ganzen Deutschen Reiche bekannt gemacht, aber es war recht unrühmlich, was da von Lessing aufgedeckt wurde. Literarische Verarbeitung epochemachender Er-

gebnisse seiner Studien sowohl, als reine Begeisterung für die Wissenschaft entflammende Einwirkung auf eine von ihm erst herangezogene, sich dann aber gleichbleibende große Hörerzahl kennzeichnen Wolfs glückliche hallische Zeit. Mit den „Prolegomena ad Homerum" 1795 wurde er zur europäischen Berühmtheit. Dadurch wurde die Homerische Frage in Deutschland angeregt, die auch heute noch nicht entschieden ist. Seine ihm so liebgewordene Tätigkeit in Halle schließt ab mit der erzwungenen Muße in der westfälischen Zeit, deren Frucht die „Darstellung der Altertumswissenschaft" ist, ein Programm von stolzer Höhe und Weite. Daß ein solcher Genius nicht gewillt war, das später zu besprechende Trappsche Seminar zu übernehmen, ist zu verstehen. Dafür schuf er sich selbst im Jahre 1787 unter Hinweis auf das ihm von seiner Studentenzeit her bekannte Seminar Heynes in Göttingen ein philologisches Seminar, eine Stätte reger wissenschaftlichen Arbeit, das Vorbild für alle gleichartigen Anstalten in späterer Zeit. Wolf verfolgte damit bewußt die Loslösung des Lehrerstandes von der Theologie, der er bis dahin noch eingegliedert war. Das gesprochene Wort hatte bei ihm einen eigenen Zauber. Sein Umgang mit den Studenten, den er fleißig pflegte, war ungezwungen, allzeit anregend und getragen von der stillschweigend anerkannten Überlegenheit seiner geistigen Größe. Er war mit Goethe gut befreundet, der ihn mehrere Male in Halle besuchte und bei ihm Wohnung nahm. Seine noch heute segensreich nachwirkenden Ratschläge zur Hebung der Gymnasien entstammen meist erst seiner Berliner Zeit und gehören nicht hierher, wohl aber seine allseitig anerkannte Tätigkeit als Bibliothekar der hallischen Universität. Wissenschaftlich hervorragende Männer finden wir außer ihm in der Fakultät nicht. Höchstens wäre da der Mathematiker von Segner, dem zuliebe man den Professor primarius der gesamten Universität statuierte, zu nennen. Auf philosophischem Gebiete herrschte am Ende des Jahrhunderts Kant. Auch in Halle wurde seine Lehre, wenn auch nicht gerade in bedeutender Weise, vertreten (Ludwig Heinrich von Jakob und Johann Gebhard Ehrenreich Maaß). Ebenso treffen wir Kantianer in den anderen Fakultäten (vgl. oben bei den Juristen). Der Plan des Ministeriums, Kant selbst nach Halle zu ziehen und so Christian Wolff einen würdigen Nachfolger zu geben, scheiterte an jenes Abneigung gegen den Ortswechsel. Hier verdient erwähnt zu werden, daß 1803 die Jenaer Allgemeine Literaturzeitung nach Halle verpflanzt wurde, zusammen mit dem

früher schon in Halle tätig gewesenen Professor Christian Gottfried Schütz, der sie weiter herausgeben sollte. In den siebziger Jahren des Jahrhunderts tritt uns nun zum ersten Male der Fall entgegen, daß die Regierung die Universität unmittelbar veranlaßt, etwas zu pflegen, was nicht aus dem bisherigen Wissenschaftsbetrieb hervorgegangen ist. Ich meine die pädagogischen Bestrebungen. Das Treiben der Philanthropen hatte den vorgeordneten Minister für sich eingenommen, und er wünschte, daß in Halle von einem Professor ein pädagogisches Seminar zur Bildung von Lehrern errichtet würde. Die Franckeschen Stiftungen hatten ja von jeher ein Seminarium praeceptorum gehabt. Auch hatte schon Semler das theologische Seminar, das 1691 zugleich mit der Berufung Breithaupts begründet war, aus einer Erbauungs- und Andachtsstätte in einen Arbeitsplatz für Beschäftigung mit theologischer Wissenschaft und mit den griechischen und römischen Klassikern verwandelt[1]). An dieses sollte nun eine Erziehungsanstalt angegliedert werden. Jetzt aber wurde unter Mißachtung seiner Verdienste Semler der Leitung enthoben und 1779 Ernst Christian Trapp mit der Ausgestaltung des Erziehungsinstituts betraut. Doch gelang es ihm in keiner Weise, eine gedeihliche Wirksamkeit zu entfalten, und das Unternehmen mußte nach ein paar Jahren schon aufgegeben werden. In den Naturwissenschaften hatte man an dem Weltumsegler Johann Reinhold Forster wohl einen klangvollen Namen, aber keine Lehrkraft von irgendwelcher Bedeutung. Um die Wende des Jahrhunderts drohte die sich mit Allgewalt gerade der fähigsten Köpfe, wie z. B. Reils, bemächtigende Naturphilosophie viel Schaden anzurichten. Vor allem der Norweger Steffens war ihr zugetan. Er war ein Schüler Werners in Freiberg und lehrte mit großem Erfolg Mineralogie und Erdgeschichte. Daneben hielt er über die Naturphilosophie Vorlesungen. Seine Freundschaft mit Schleiermacher ist für beide Teile sehr fruchtbar gewesen. Beider gutes Verhältnis zu Fr. Aug. Wolf bewirkte, daß eine große Zahl der Studenten bei allen drei hörte und so vielseitig angeregt wurde. In seinem umfangreichen „Was ich erlebte" schildert Steffens auch gelegentlich, wie Goethe, der zuweilen sein und Fr. Aug. Wolfs Zuhörer war, die Gastvorlesung des berühmten Phrenologen Gall in Halle besuchte. Und doch verdankt der Pflege der Naturwissenschaften in Halle ein Werk seine Entstehung, das bis in unsere

[1]) Im folgenden Jahr wurde in Wittenberg von dem Philologen Johann Friedrich Hiller eine pädagogische Bildungsanstalt gleicher Art eröffnet.

Zeit hochangesehen dasteht, die „Annalen der Physik und Chemie“, die Gren 1790 als „Journal der Physik“ begründete und Gilbert als „Annalen der Physik“ fortsetzte. Die neueren Sprachen (Französisch, Englisch und Italienisch) fanden in Halle, gleichwie in Wittenberg, im 18. Jahrhundert viele Liebhaber, und deshalb hat sich eine große Zahl, damals wie heute, oft wechselnder Lektoren in Halle aufgehalten. 1792 waren es sechs für Französisch, einer für Italienisch und Spanisch, einer für Englisch. Italienisch war seit den ersten Tagen an der Universität vertreten gewesen. Wie praktisch man gegen Ende des 18. Jahrhunderts dachte, zeigt die treffende Bemerkung eines Professors (!): „Es ist überhaupt gar nicht auf Universitäten genug, wenn blos auf Kenntnisse und Wissenschaften gesehen wird: mit ihnen allein kommt man nicht eben recht durch die Welt. Es giebt manche gelehrte Männer, aber wenn es auf das Betragen ankommt, so spielen sie die Rolle nicht, die man von ihnen erwartete, und wenn es auf Thätigkeit und auf Geschäftigkeit in der Welt ankommt, so sind sie bey aller ihrer Erkenntnis vielleicht zu nichts weniger als dazu aufgelegt.“
Den Aufschwung, den die Universität in dem drittletzten und vorletzten Jahrzehnte des Jahrhunderts nahm, verdankt sie zum großen Teil der lebendigen Teilnahme und steten Fürsorge des freilich recht selbstherrlich denkenden und von sich und der alles gestaltenden Macht des Staates eingenommenen Ministers Freiherrn von Zedlitz.

Professorenleben im 18. Jahrhundert in Halle

Haben wir uns bis jetzt mit dem wissenschaftlichen Wirken der Hochschule beschäftigt, so wollen wir nun auch einen Blick in das Leben und Treiben der Lehrer und Studenten tun. Kein Jahrhundert vereinigt wohl in sich so viele verschiedene Anregungen, so viele Widersprüche wie das achtzehnte: mit Askese vermischte Hinneigung zur Mystik, die streng sparsame, in allem nur auf das Nützliche gerichtete Lebenshaltung des Staates Friedrich Wilhelms I. und zügelloses Genußleben; den Pietismus und Rationalismus, den Sturm und Drang, zuletzt die Romantiker; fürstliche Willkür und Absolutismus und weltbürgerliches Selbständigkeitsgefühl. Was kämpfte nicht alles nach- und nebeneinander ums Daseinsrecht! So haben wir auch in der Professorenschaft die größten Gegensätze. Der arbeitsame Ludewig gönnte sich trotz großen Reichtums, den ihm neben seinen Einkünften die Geschenke für wichtige Staats-

schriften eingebracht hatten, und der es ihm ermöglichte, sich eine kostbare Bibliothek[1]) und Münzsammlung anzulegen und Landgüter zu kaufen, oft ein Jahr lang noch nicht einmal die Zeit, seinen vor der Stadt befindlichen Garten zu besuchen. Welch anderes Bild: der Prahlhans Philippi, der einem gleich ärgerlichen Lebenswandel wie der jüngere Sperlette ergeben, schließlich durch die Stadtknechte fortgeschafft werden muß. Neben einem Manne von der Selbstbeherrschung, dem Gerechtigkeitssinne und dem Maßhalten in allen Dingen wie Christian Wolff begegnen wir einer zügellosen Natur wie dem Vielschreiber Bahrdt, der Gott und Welt lästerte und als Schankwirt vor den Toren der Stadt sein Wesen trieb. Die tiefe Wissenschaftlichkeit F. A. Wolfs bildet den Gegensatz zu der flotten Feder des anmaßenden Schwätzers Klotz. Daß solche Elemente wie der jedes Wissens bare Peucker, Bahrdt, Sperlette jun. u. a. überhaupt akademische Lehrer werden konnten, ist nur dem fürstlichen Absolutismus zu danken, demselben Absolutismus, der Gelehrten vom Range eines Christian Wolff zu einem Martyrium verhalf. Es gab Dozenten, die sieben Stunden täglich lasen, und solche, die das Lesen bei geringer Zuhörerschaft bald ganz aufsteckten oder überhaupt nie gelesen haben. Die Rabies theologorum einerseits und andererseits die Möglichkeit, das vom Nachbar vertretene Fach noch mit beurteilen zu können, barg manchen Konfliktsstoff. Nicht zu verwundern ist es da, daß des Absprechens, der Geringschätzung und der bösen Nachrede zwischen vielen Mitgliedern des Lehrkörpers kein Ende war. Ja, selbst einen Mann wie F. A. Wolf verdächtigte man hinsichtlich seines Privatlebens, weil man nach bekannten Mustern glaubte Schlüsse ziehen zu können. Wenn auch in Halle nicht soviel mit Androhung von Geldstrafen seitens der Regierung dem Lehrkörper gegenüber vorgegangen wurde wie in Wittenberg, so war man dafür leichter mit Inaussichtstellen militärischen Einschreitens bei der Hand.

Die Gehälter der Professoren waren verschieden, je nach dem Wert, den man der Erwerbung beimaß, und Friedrich der Große scheute sich nicht, bei Wolffs Rückkehr 2000 Taler auf die eigene Schatulle zu übernehmen. Die Hauptvorlesungen, die für alle nötig waren, sollten öffentlich, unentgeltlich sein, während die Privatvorlesungen sich nur mit einzelnen besonders schwierigen Fragen und Gebieten befassen sollten. Doch bald setzte allen Verordnungen

[1]) Bekannt ist, daß Winckelmann und Gleim während ihrer hallischen Studienzeit in ihr als Amanuensen tätig waren.

zum Trotz aus mancherlei Gründen eine Bewegung ein, diese Gebiete privater und öffentlicher Vorlesungen miteinander zu vertauschen. Auf bestimmte Fächer innerhalb ihrer Wissenschaft beschränkten sich die Professoren in ihren Vorlesungen nicht. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kommen solche Bestrebungen auf. Der einzelne Dozent las bedeutend mehr Stunden am Tage als heute. Das Disputationswesen versuchte man auch in

Abb. 12. Blick in die Große Märkerstraße, eine der ehemaligen Professorenstraßen. (Phot. W. Warstat.)

Halle noch lange hochzuhalten. Innerlich aber hatte es sich überlebt. War es nämlich in den ersten Jahrzehnten den beim Anbrechen des Neulandes von einer Entdeckung zur anderen eilenden Professoren eine bequeme Gelegenheit gewesen, in zahlreichen kleinen Dissertationen, die sie ja doch selbst verfaßten und der Respondent nur zu verteidigen pflegte, diese Neuigkeiten der staunenden Umwelt mitzuteilen, so gehörte zu dem systematischen Ausbau der Wissenschaft

in der späteren Zeit das dicke, oft mehrbändige Buch. In der früheren Zeit pflegten berühmte Lehrer, wie z. B. Thomasius und Ludewig, im Vollgefühl ihrer Geltung neben den Vorlesungsankündigungen Programme herauszugeben, in denen sie sich über ihre Methode, Absichten, zugrunde gelegten Lehrbücher u. a. m. verbreiteten und manchen Gegner nebenher abtaten. Offiziell ließ die Hochschule zu den drei hohen christlichen Festen lateinische, erbaulich gehaltene Programme ausgehen. Die Sprache der gelehrten Schriften war bei den Juristen noch auf lange hinaus das Latein, während die neue Richtungen einschlagenden Theologen Semler und Nösselt und der Philosoph G. F. Meier vielfach deutsch schrieben. Allmählich gewann das auch immer mehr Boden. Freilich waren ja auch schon Thomasius und Wolff, jener in seinen Streitschriften, dieser in seinen maßgebenden Werken der ersten hallischen Zeit, vorangegangen.

Als Besonderheit im Lehrkörper sei der frühverstorbene, vierzehnjährige Magister Baratier genannt, der aber nur 14 Tage gelesen hat und sich dann dem Studium allein wieder zuwandte, ferner jener wissensdurstige Pedell und spätere Privatdozent der Zoologie Hübner und der Mohr Amo, der hier studierte, dann in Wittenberg promovierte und Vorlesungen hielt und hierauf wieder nach Halle zu gleichem Zwecke zurückkehrte.

Von den Häusern, in denen berühmte Professoren wohnten, sind nur noch vier erhalten, das Christian Wolffs Große Märkerstraße 10 (Abb. 42), das Aug. Herm. Niemeyers Großer Berlin (auf der Ostseite vom Riesenhaus), das Aug. Herm. Franckes Franckeplatz 2 und das Fr. Aug. Wolfs Brüderstraße 3. Letzteres ist bereits stark umgebaut. Thomasius wohnte, wo heute Große Ulrichstraße 5, Forster, wo heute Kleine Steinstraße 8 steht.

Studentenleben im 18. Jahrhundert in Halle

Seht der rothe Thurm erhebt
Sich empor und nickt hernieder;
Seht da winkt uns Giebchenstein,
Und im hellen Sonnenschein
Pranget Saalathen! — hinein!
Husch Studenten sind wir wieder.
1817.
Zur Erinnerung an 1780/85 [1]).

Haben wir über die Professoren schon anziehende Schilderungen in Fülle, so ist das Burschenleben im 18. Jahrhundert in einer Viel-

[1]) Jahrbücher der Erinnerungsfeste des Halleschen Universitätslebens. Berlin 1820/23. S. 59.

seitigkeit und mit einer Wärme, auch einer auf Selbsterlebnis beruhenden, tiefen Kenntnis uns überliefert, daß einem die Zeit höchst lebendig vor Augen steht. Wir sehen den krummen Fuchs zum erstenmal ins Kolleg gehen und unsicher die Tür aufmachen, wir hören, wie er mit Pfeifen und Pochen empfangen wird, wir sehen ihn später als selbstbewußten Burschen den breiten Stein in Halles Gassen behaupten, Philister anrempeln und mit seinesgleichen Ge-

Abb. 15. Franz Gareis: Hallischer Student um 1798.
Kupferstichkabinett Dresden.

legenheit zum Kontrahieren suchen. Bald steht der Studio in harmlosen Gruppen vor einer der Gevatterbuden am Roten Turm, dem Kennzeichen Halles, um warme Kastanien zu naschen, bald rottet er sich auf den Ruf „Bursche raus" zuhauf, um einem Kommilitonen gegen die Übergriffe der Werber beizustehen, oder ist gar in blutigen Kampf mit den „Schnurrbärten" vom Regiment Anhalt verwickelt, so daß er den Schutz des nahen Wagegebäudes

aufsuchen muß[1]). Bei Reibereien mit dem Militär oder der Stadtobrigkeit fanden die Studenten meist tätige Hilfe seitens der Halloren, und wenn es nur war, daß sie sich zu ihnen ins „Thal" flüchteten, wohin ihnen die Häscher des „Berggerichts", das heißt der übrigen Stadt, nicht folgen durften.

Die Sitten der Studenten fanden kaum einen Lobredner. Besonders in den ersten Jahrzehnten war ihre Raufluſt und Schnelligkeit zum Duell bekannt. Auch hatten die halliſchen Muſenſöhne eine böſe Spezialität, das ungebetene Eindringen auf Hochzeiten und anderen Tanzluſtbarkeiten der Bürger. Daß ſie ſich dabei zuweilen als rechte Rüpel aufführten, iſt zu glauben. Der Tag des Prorektor-

Abb. 14. Bad Lauchſtedt. Pavillon aus Goethes Zeit. Zu Seite 70. (Phot. W. Warſtat.)

wechſels war meiſt durch Tumulte ausgezeichnet. Der Parteien Haß und Gunſt umwogte dann das Charakterbild des ſcheidenden und des neuen Oberhaupts der Hochſchule. Beſonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es wie an den anderen Univerſitäten ſo auch hier eine Menge Landsmannſchaften oder Kränzchen und Orden, alle gleich unſchuldig und doch gleich unbeliebt bei der Regierung. Dieſe hat hier in Halle, als ihr die Orden die größere Gefahr zu bedeuten ſchienen, die Kränzchen mit Erfolg gegen die

[1]) Ein zeitgenöſſiſches Bildchen zeigt eine ſolche Situation. Das Bild iſt wiedergegeben im Halliſchen Kalender für 1913, ferner in Max Sauerlandt: Halle a. S. 1913, S. 105, und J. Jordan und O. Kern: Die Univerſitäten Wittenberg—Halle. 1917, Taf. 28.

Orden ausgespielt, und indem sie eine Zeitlang jene wohlwollend gewähren ließ, die Orden völlig unterdrückt. Etliche Jahre später ging man gegen die Landsmannschaften vor und befahl, die Gesetze, Waffen und Mitgliederlisten abzugeben. Selbst unter Friedrich dem Großen wurde zuviel mit Verboten in das tägliche Tun und Lassen der Studenten eingegriffen. So wurde der Gefahr halber das Kahnfahren auf der Saale untersagt, ebenso der Gebrauch von Fackeln bei Schlittenfahrten [1]), ja, das Rauchen auf der Straße. Später, 1804, schritt man sogar gegen das Fechten und die Leibesübungen ein. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts machte man Versuche, die Studenten hinsichtlich ihrer Geldwirtschaft gut-

Abb. 15. Bad Lauchstedt. Das Goethetheater nach der Erneuerung. (Phot. W. Warstat.)

gemeint zu bevormunden; es wurde das Administrationskollegium eingesetzt und später die sog. Zahlungskommission eingerichtet, die aber ebenfalls keinen langen Bestand hatte. Damals wird das Betragen der Studenten als anständig und ruhig gerühmt, jedenfalls gegenüber dem Tone, der in Jena und Gießen herrschte. Leipziger Stutzer sind die Hallischen aber auch nicht gewesen. Hierin gleichen sich in der Zeit Halle und Wittenberg.
Fröhlicher „Kommerschgesang" tönt uns ins Ohr, wenn wir die

[1]) Eine Schlittenfahrt mit Fackeln ist auf einem oft wiedergegebenen Stammbuchbildchen zu sehen. Hallischer Kalender für 1913; Meister Johann Dietz, hrsg. von Ernst Consentius, 1915, S. 278; Sauerlandt a. a. O. S. 100; Jordan und Kern a. a. O. Taf. 30.

alten Quellen lesen, gerade wie heut. Nur wurde damals die laute studentische Geselligkeit meist auf den benachbarten (Bier-) Dörfern wie Passendorf, Schlettau, Reideburg, Döllnitz[1]) u. a. m., nicht in der Stadt gepflegt. Hier ging es ruhiger zu, labte man sich an Kaffee und Kuchen. Nur das Spiel wurde überall gleich lebhaft betrieben. Die früher üblichen Gelage und Zechereien auf den eigenen Buden waren von der Obrigkeit mehr und mehr unterdrückt worden, und in den Bürgerfamilien fand der Student damals, im Gegensatz zu heute, schwer Zutritt. Was blieb ihm anderes übrig als der Erbummel? Hierbei ist nicht zu vergessen, daß diese Dörfer meist schon im Auslande lagen, so nahe zog sich ja die Grenze um Halle von drei Seiten herum, und daß infolgedessen dort Zerstreuungen wie wandernde Schauspielertruppen winkten, die hier zeitweise verboten waren, oder materielle Genüsse, auf denen hier eine zu hohe Akzise lag. Auch wurden solcherlei Waren von dem Studenten nach Halle eingeschmuggelt. Sprach es sich etwa gar im Kolleg herum, daß die Komödie in Lauchstedt[2]) spielt, so wurde gleich alles stehen- und liegengelassen und hinaus ging's zu Wagen, zu Roß und zu Fuß, je nach des Beutels Fülle oder Magerkeit, den drei Stunden weiten Weg nach dem steifen Badeort des sächsischen Adels (Abb. 14). Und zum Entsetzen der Kurgäste brachte man Leben in die Brunnenpromenade, in Kolett und Kanonen, die obligate lange Pfeife schmauchend. Die Lauchstedttage waren Höhepunkte im studentischen Leben. Die Dramen unserer klassischen Zeit in des Altmeisters Goethe (Abb. 15) eigener Inszenierung zu sehen, war sonst außer den Weimaranern nur den Jenensern vergönnt. Die anderen Universitäten mußten sich mit dem Hörensagen begnügen[3]). Aber auch entferntere Orte suchte der Student auf. So reisten viele nach Leipzig zu den Messen. Ein großer Teil von diesen bekam dort von Kaufleuten aus seiner Heimat die Wechsel ausbezahlt. Die

[1]) Die mitgeführten Musikanten ließ man auch wohl auf dem Dorfanger zum Tanz aufspielen. Eine derartige Szene hat ein im Hallischen Kalender für 1913 zu findendes Stammbuchbild zum Vorwurf.

[2]) Vgl. Heinrich Reinhold: Bad Lauchstedt, seine literarischen Denkwürdigkeiten und sein Goethetheater. Nach Berichten der Zeitgenossen dargestellt. 2. Aufl. 1914. Daselbst auch zeitgen. Abbildungen.

[3]) Im 19. Jahrhundert ist später Lauchstedt ganz in Vergessenheit geraten. Nur hin und wieder öffneten sich einmal die Pforten des Schauspielhauses. Von einem Badeleben war nicht mehr die Rede. Erst 1906 wurde die Wiederherstellung der dem Verfall zusteuernden Gebäude durch die hochherzige Beihilfe des Geh. Kommerzienrats Dr. Dr. H. Lehmann in Halle ermöglicht. Im Juni 1908 wurden dann unter der Leitung des hallischen Altertumsforschers Prof. Robert zwei Lustspiele Menanders und 1913 ein Satyrspiel des Sophokles von Studenten aufgeführt. Seit 1908 sorgt der „Lauchstedter Theaterverein" für jährlich wiederkehrende Festspiele.

Lage der Ferien nahm auf diese Gepflogenheit Rücksicht. Aber auch die Messe zu Naumburg, der Eisleber Wiesenmarkt und die Eselswiese zu Querfurt, sogar Dessau, Cöthen und Merseburg erfreuten sich häufigen Besuchs. Um 1800 hören wir von „der großen Zahl der Studenten aus Halle, die jährlich durch den Unterharz nach dem Brocken wallfahrten".

Was Wunder, wenn sich in Berlin alte Geheimberäte, Hochwürden

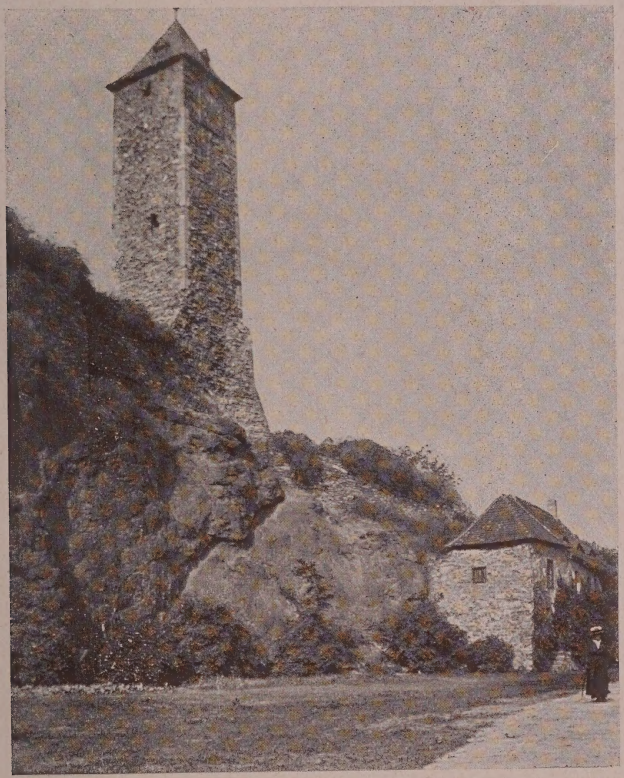

Abb. 16. Der alte Turm des Giebichensteins vom Hofe der Unterburg aus, rechts das Brunnenhaus. Zu S. 72. (Phot. W. Warstat.)

und schrullig gewordene Medizinmänner, die dem gleichen Lustrum akademischen Lebens in Saalathen angehört hatten, zusammentaten, um jedesmal zu Pfingsten bei einem heiteren Mahle die Erinnerung zu pflegen an die Jugend, die nicht mehr wiederkehrt[1]). Die alten

[1]) In Berlin bildete sich 1811 ein Verein „Die Halleschen Zeitgenossen", der alljährlich „das Erinnerungsfest der Halleschen Universitäts-Zeitgenossen aus den Jahren 1780 bis 1785" feierte. Später entstand eine ähnliche Vereinigung der Halleschen Univ.-Zeitgenossen aus der Zeit vor 1780, die sich „Die Veteranen" nannte.

hallischen Lieder wurden gesungen, und die Hauspoeten priesen in ihren „Tafelliedern" das hallische Studentenleben. Durch Verleihung von symbolischen Auszeichnungen wurden diejenigen Mitglieder, die einst Helden ihres Faches gewesen waren, in wehmütiges Gedenken versetzt und spät noch geehrt. Das Bild der ewig jungen Gevatterin (eine der beiden Hökerinnen, die in den obengenannten Buden auf dem Markt Obst oder warme gebratene Kastanien feilboten) ließ man herumgehen, und auch der Rote Turm durfte, sei es aus Tortenmasse geformt, sei es aus Pappe geklebt, auf der Tafel nicht fehlen. Sein Anblick machte die alten Herzen für Stunden wieder frisch und tröstete sie, indem er ihnen sagte, daß auch sie es erlebt hatten, das „Dulce est desipere in loco".

Bei der Gründung der Universität hatte die Regierung, um für sie zu werben, Halle als Stadt viel Gutes nachgerühmt und manch artiges Kompliment gemacht, auch die Salzkoten als ein Symbol des wahren und unverfälschten Salzes der Weisheit betrachtet wissen wollen. Natürlich hatte Halle als Ganzes und seine einzelnen Ortlichkeiten auch seine akademischen Sondernamen. Man ging zwar nicht so weit wie in Wittenberg, wo man vor Gelehrtheit und Stolz sich nicht zu lassen wußte, aber „Saalathen" ist auch hier gebräuchlich. Sonst begegnet uns Salina und für Giebichenstein Gibeon, — und heute ist es so wahr wie damals:

„Gibeon, auf deinen Felsen
Steht noch fest der alte Thurm" (Abb. 16).

Das Polizeilokal nannte man Schnurrbartei oder Schnurrbastei, und so wurden auch Häuser, in denen viele Studenten wohnten, und Wirtshäuser oft Schützei, Winklerei usw. nach den Besitzern genannt. Die Pietisten blieben für Halle auch in der Vorstellung des Bruder Studio bezeichnend, so reimte er:

„In Halle giebt es viele Mucker,
In Wittenberg Kaldaunenschlucker."

Anderseits wieder spielte F. A. Wolf infolge seiner Berühmtheit eine Rolle in einem Wortspiel, indem man „einen bedeutenden Wolf", den man sich geritten hatte, einen „Philologen" nannte. Die hallische Studentensprache ist dank der vielen alten Literatur darüber wohl die bestbekannte unter ihren Schwestern[1]). Auch der Burschen-

[1]) John Meier: Hallische Studentensprache, 1894, worin die alten Quellen für das hallische Studentenleben verzeichnet sind. Hier sei nur an L. A. von Arnims Studentenspiel „Halle und Jerusalem", Heidelberg 1811, erinnert.

komment ist uns getreulich überliefert. Magister Kindleben sang auf der Maille vor Halle (Abb. 17) der Sage nach zum erstenmal sein „Gaudeamus igitur".
Die Deposition ist in Halle nie in Übung gewesen, doch war jeder ankommende Student verbunden, sich vom Dekan der philosophischen Fakultät ein Signum depositionis zu holen; eine Gepflogenheit, die, wie wir sahen, auch in Wittenberg nach dem Absterben der eigentlichen Deposition übriggeblieben war. Wenn der Dekan auch bei dem

Abb. 17. Die Maille um 1880. Aus: Deutsche Universitätsstädte (Halle).

zuweilen herrschenden Andrang nicht mit jedem ein Examen veranstalten konnte, so versichert doch ein alter Praktikus, daß man die sehr suspekten Geister mit den Jahren schnell herausfinde. Über die mangelhafte wissenschaftliche Vorbildung der Studenten wird noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts geklagt, so daß man sich in Preußen 1788 zur Anordnung der Maturitätsprüfung entschloß. Es war auch in Wittenberg erst kurz vorher zu der Forderung des Nachweises eines gewissen Abschlusses in der Schulbildung gekommen. Über die Studien selbst ist zu erwähnen, daß man schon um

1771 „Anweisungen, nach welchen die Studierenden ihre Wissenschaften füglich erlernen könnten", den Ankömmlingen bei der Immatrikulation einhändigte — wie in unserer Zeit. Bemerkenswert gegenüber den heutigen Verhältnissen ist, daß man sich 1804 das Triennium statt der allzu häufig vorkommenden zweijährigen Studienzeit vorzuschreiben genötigt sah. In Preußen konnte im 18. Jahrhundert niemand angestellt werden, der nicht auf einer Landesuniversität die übliche Zeit studiert hatte.

Nachdem in den ersten zwei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts Jena eine Zeitlang die besuchteste Hochschule Deutschlands gewesen war, übernahm Halle für den Rest des Jahrhunderts unwidersprochen die Führung. Im 19. Jahrhundert wurde es erst von Göttingen, dann von den Großstadtuniversitäten Berlin, München, Leipzig überflügelt. Bis 1730 war die stärkste Fakultät die juristische. Von da an überwogen etwas die Theologen. 1800 und 1801 hatten die Juristen wieder einen kleinen Vorsprung, 1805 und 1806 sogar ein gewaltiges Übergewicht. Erst seit 1802 gibt's Studenten der Philosophie im Personalverzeichnis und somit Philologie und Naturwissenschaften als anerkannten Selbstzweck des Studiums.

Stipendien

Wenn auch Halle bei weitem nicht so reiche private Stipendienstiftungen wie Wittenberg, oder etwa gar die preußische Schwester Königsberg aufweisen konnte, es wurde doch von Staat und Provinz ebenfalls gut gesorgt. Gleich zu Anfang hatten sich die magdeburgischen und halberstädtischen Stände zur Stiftung von im ganzen drei Freitischen oder 36 Plätzen verstanden. Dazu kam bald eine immer größer werdende Zahl königlicher Tische, die zwar einmal auch wieder zurückgingen, aber 1712 noch 120 Plätze umfaßten. Daneben nahm sich das Waisenhaus vieler armen Studenten an. Ihre Tätigkeit als Lehrer wurde dort mindestens mit freier Beköstigung gelohnt.

Jubelfeste im 18. Jahrhundert

Daß die Alma mater Halensis die Gedenktage der Reformation feierte, versteht sich bei dieser ausgesprochen protestantischen Gründung von selbst. Nur geschah es in schlichterem Stil als zu Wittenberg. Auch die 300jährige Jubelfeier der Buchdruckerkunst finden wir erwähnt. Froh, den Drangsalen des Siebenjährigen Kriegs ein Ziel gesetzt zu sehen, beging die Universität bereits den Separat-

frieden mit Rußland am 12. und 13. Juli 1762 festlich. Dem Frieden von Hubertusburg galt dann ein solennes Friedensfest am 26. und 27. Mai 1763. Dagegen durfte die Universität die Säkularfeier ihres Bestehens, die in die Zeit der Bedrückung durch Wöllner fiel, öffentlich nicht begehen.

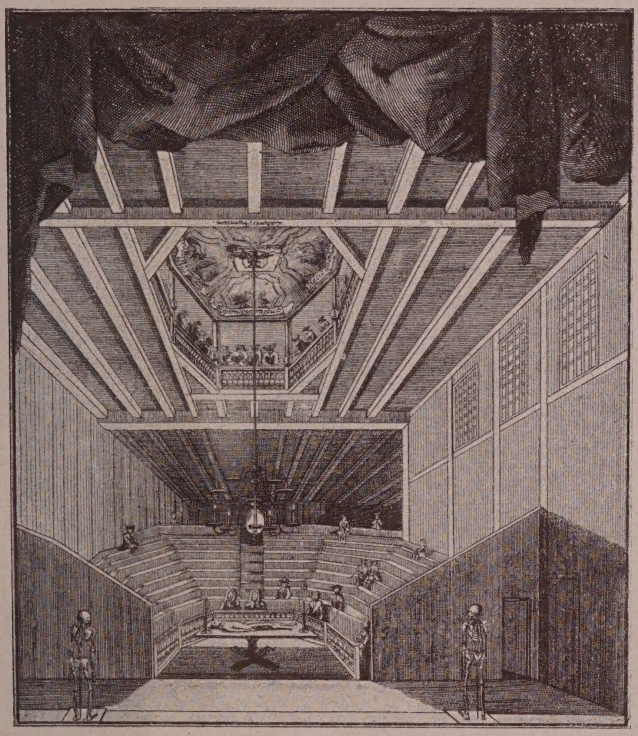

Abb. 18. Aus: Coschwitz, Theatri anatomici natalitia. Halae 1727.
Zu Seite 76.

Die Beamten der Universität

Unter den Beamten der Universität stand der rechtsgelehrte Syndikus an erster Stelle. Neben ihm fungierten der Sekretär, der Quästor und die beiden Pedelle, von denen bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Kenntnis der lateinischen Sprache gefordert wurde. Die juristische Fakultät hatte aus Rücksicht auf ihre Tätigkeit als Spruchkollegium einen Aktuar, der in der akademischen Verwaltung mit aushalf.

Die Universitätsverwandten

Viel umfangreicher als in Wittenberg war in Halle der Kreis der Universitätsverwandten. „Sämtliche Buchhändler, Buchdrucker, Buchbinder, Antiquare, Kupferstecher, je zwei Schneider, Schuster, Schlächter, Bäcker, ein Tischler, Koch, Uhrmacher, Petschaftstecher, Goldschmied, ferner Exerzitien-, Fecht- und Tanzmeister, Lauteniſten, Maler, Barbiere, ein Apotheker, eine Hebamme gehörten der Hochschule als Freimeiſter zu, wogegen ihr die Annahme eines Juden unterſagt wurde."

Die Institute und Gebäude der Universität

Wir haben schon bei der Beschreibung der Einrichtung der Universität gehört, wie gering der Bedarf an Räumlichkeiten um 1700 herum war. Im Laufe des 18. Jahrhunderts war an Instituten und Sammlungen auch nur wenig hinzugekommen oder vergrößert worden. Für einen botaniſchen Garten wurde zwar in den erſten Jahren der Hochschule ein Plätzchen angewieſen, aber er verwilderte gar bald vollſtändig. Beſſer wurde es mit dem Garten erſt wieder, als er gegen Ende des 18. Jahrhunderts Junghans unterſtellt wurde. Bald darauf wurde der ſog. Fürſtengarten für ſeine Neueinrichtung beſtimmt, und deſſen Fläche nimmt er heute noch ein. Die Anatomie (Abb. 18), von Profeſſor Coſchwitz zwar in von der Regierung zur Verfügung geſtellten Räumen, aber aus eigenen Mitteln gegründet und erſt von ſeinem dritten Nachfolger ſtaatlicherſeits als Geſchenk übernommen, und die Bibliothek, die vorher lange Zeit in ein paar Zimmern des Wagegebäudes aufgeſtellt geweſen war, waren ſogar etliche Jahre in demſelben Hauſe in übereinanderliegenden Stockwerken untergebracht. Immerhin war dieſes Gebäude aber das erſte, das der Hochſchule allein gehörte. In den achtziger Jahren des Jahrhunderts wurde die Gründung kliniſcher Anſtalten in die Wege geleitet. Beide Abteilungen, die mediziniſche und die chirurgiſch-geburtshilfliche, mußten ſich aber mit gemieteten Räumlichkeiten begnügen. Zu gedenken iſt hier noch des Numophylacium Schulzianum, der älteſten akademiſchen Münzſammlung Deutſchlands. Der halliſche Profeſſor der Medizin und Beredſamkeit Johann Heinrich Schulze († 1744) hatte die Sammlung zuſammengebracht. Der Geheime Kabinettsrat Eichel hatte ſie von ihm für 2000 Taler gekauft und ſpäter der Univerſität vermacht.

Dieses blühende Leben der hallischen Hochschule vernichtete nun mit einem Schlage der Kriegsgott. Halle hatte einst wie Wittenberg die Schrecken des Siebenjährigen Krieges erlebt — welcher Teil des preußischen Staates wäre denn auch davon verschont geblieben, hatte das kleine Land doch just damals genau so viele Feinde als heute Großdeutschland. Aber es war bei Drangsalierungen und Erpressungen geblieben, es war nicht wie in Wittenberg die halbe Stadt in Trümmer gelegt. Jetzt, 1806, dagegen zeigte das Verhängnis Dauer, Nachdruck und System. Kein Hin- und Her-

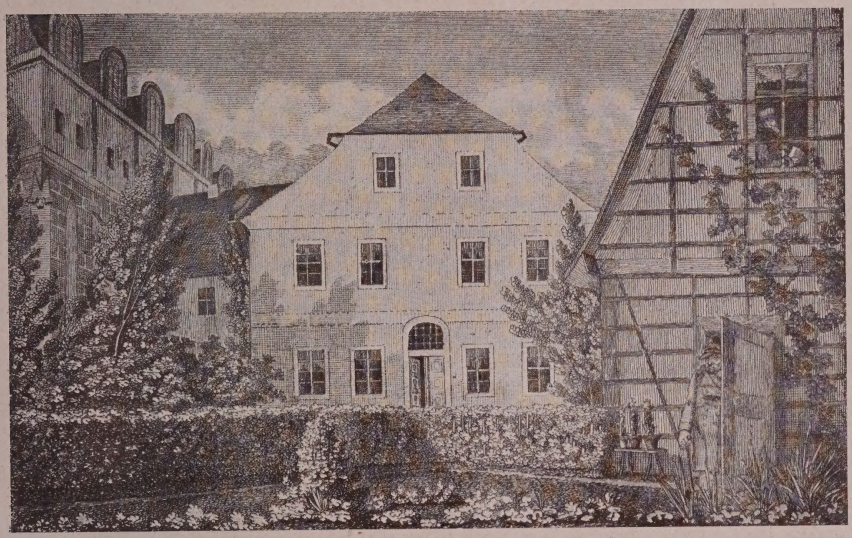

Abb. 19. Medizinische Klinik. Links auf dem Bilde ist der Dom sichtbar.
Aus: Gemeinnütziger Volks-Kalender für 1837. Halle a. d. S. bei C. A. Kümmel. Zu S. 78.

fluten von Freund und Feind wie im Siebenjährigen Kriege gab's da; vielmehr Aufhebung der Hochschule, Einverleibung in einen fremden Staat. Als nach den unglücklichen Kämpfen der Preußen und Sachsen auf den Thüringer Höhen Napoleon durch Halle kam, bestätigte er zuerst den von Bernadotte der Universität versprochenen Schutz, dann aber, am folgenden Tage, befahl er die Schließung der Vorlesungen und die Abreise aller Studenten. Es ereigneten sich viele Fälle von Plünderung, und ungeachtet gegenteiliger Anordnungen hatten die Professoren unter der allgemeinen Last der Einquartierung schwer zu leiden. Die Professoren nahmen den Schlag verschieden auf. Einige wenige blieben und warteten

auf bessere Zeiten, jederzeit bereit, ihre Tätigkeit wieder aufzunehmen. Die anderen gingen, wenn auch mancher erst nach langem, geduldigem Harren, an fremde Hochschulen. F. A. Wolf brachte es nicht übers Herz, die Stätte seines so erfolgreichen Wirkens verödet zu sehen, er liebte zudem sein Preußen zu sehr, um einer Stadt zuliebe das Joch des Eroberers auf sich zu nehmen: er ging nach Berlin. Ebenso handelte Schleiermacher. Halle wurde dem Königreich Westfalen einverleibt, und langsam begann sich dessen Regierung mit dem Gedanken an eine Wiedereröffnung der Hochschule zu befreunden. Die Bemühungen des als Geisel nach Frankreich fortgeführten Niemeyer hatten Erfolg; im Mai 1808 konnte er, von Jérôme zum Kanzler und ständigen Rektor ernannt, in der Aula im Wagegebäude die Eröffnung feiern. Doch auch nun dauerte der Weggang von Professoren noch an. Schließlich blieben von den bedeutenderen Lehrern nur Niemeyer, Maaß, Sprengel und der jüngere Meckel übrig. Es kamen freilich dann von den französischerseits aufgehobenen Universitäten Rinteln und Helmstedt auch einige wissenschaftlich bekannte Männer hinzu, so der Theologe Wegscheider und der Mathematiker Pfaff. Man kann nicht sagen, daß die Universität nur ein Schattendasein gefristet hätte. Die französische Herrschaft hat in vielen Punkten in Deutschland mit zwar historisch begründeten, aber dem Fortschritt im Wege stehenden Gebilden aufgeräumt. Hier an der Friedrichs-Universität hatte sie das nicht nötig; ein gutes Zeichen. Positiv hat sie die Hochschule in mancherlei Hinsicht gefördert. Dahin gehört die Gunst und Unterstützung, die dem botanischen Garten und der Bibliothek widerfuhr, und die Bereitstellung von Räumen für die Kliniken (Abb. 19) in dem neben dem Dom gelegenen Gebäude des nunmehr aufgehobenen reformierten Gymnasiums und in der sog. Residenz (Entbindungsanstalt). Eine materielle Einbuße für die Professoren bedeutete dagegen die Aufhebung aller ihrer Vorrechte ohne jede Entschädigung. Daß unter den Studenten in dieser Zeit die Juristen auffällig zurückstehen, ist erklärlich.

Hätte die Universität nicht in ihrem August Hermann Niemeyer, „dem ersten Bürger Halles", eine höchst taktvolle, unerschrockene, eindrucksvolle Persönlichkeit zum Vertreter und Wortführer gehabt, dessen Energie und dessen Liebe zur (Vaterstadt und) Alma mater ihn jede Gelegenheit ergreifen ließ, ihr zu nützen, und der keine Mühe scheute, wenn er einen Weg zur Rettung sah, was wäre wohl aus ihr geworden? Wieviel Klippen waren in der Zeit

der Fremdherrschaft zu umschiffen, wie vielen Mißdeutungen war zu begegnen! Was hieß es: sich das Vertrauen seines Königs erhalten und das Vertrauen des augenblicklichen Herrschers besitzen! Als im Beginn der Befreiungskämpfe Halle vorübergehend von den Preußen besetzt worden war, kam der Groll Napoleons gegen die Universität von neuem zum Durchbruch: die Hochschule wurde gänzlich aufgehoben, die Institute und Sammlungen versiegelt, das Vermögen beschlagnahmt, die Professoren auf andere Universitäten verteilt oder zur Pensionierung bestimmt, und es lag die Gefahr nahe, daß Napoleon Jérôme nicht wieder freie Hand lassen würde, sondern daß diesmal es bei der Schließung sein Bewenden haben würde. Doch diese Gefahr wurde durch den Umschlag des Kriegsglücks gegenstandslos. Napoleon hatte bald nichts mehr zu sagen. Die Verbündeten besetzten in den Tagen der Leipziger Schlacht die Stadt zum zweitenmal, und sie sollte nie wieder eines Eroberers Fuß betreten. Daß der preußische Staat sich seiner alten Gründung wieder nach Kräften annehmen würde, war selbstverständlich.

Vereinigung beider Hochschulen im Jahre 1817

Für Halle bedeutete die Napoleonische Überflutung Deutschlands nur einen Zwischenzustand; es kam wieder zu seinem angestammten Herrscherhaus, in dieselben sorgenden Arme, die es seit der Universitätsgründung getragen hatten. Wittenberg hatte schon 1547 einen Wechsel der Staatszugehörigkeit erlebt, der seiner Hochschule leicht das Leben hätte kosten können, und nun brachten die Befreiungskriege für Wittenberg wieder einen anderen Landesherrn, der zudem bereits eine ganze Reihe Universitäten sein eigen nannte. Freilich lag Wittenberg mit ihnen genau so weit auseinander in seinen Landen, wie seinerzeit Leipzig und Wittenberg im Staate des Kurfürsten Moritz entfernt gewesen waren. Aber andererseits hatte Wittenberg, wie wir sahen, diesmal furchtbar gelitten und hätte nur mit den größten Mitteln wieder auf einen leistungsfähigen Stand gebracht werden können — und gerade hierzu fehlten dem ausgesogenen Preußen, das schon im gläubigen Vertrauen auf die Zukunft mitten in allem Elend die Neugründung der Berliner Hochschule gewagt hatte, denn doch die Kräfte. Hatten schon die eigenen sächsischen Landesbehörden, als sie noch darüber zu befinden hatten, an eine Verlegung der Hochschule aus dem verwüsteten Wittenberg gedacht, so war dieses Verfahren für die fremde Regierung das gegebene. Da sich nun der größte Teil des ehemaligen Kurkreises mit dem Herzogtum Magdeburg in der neuen preußischen Provinz „Sachsen" zusammenfand, was lag da näher als die Vereinigung mit der Universität Halle. Das mit Wittenberg ungefähr gleichalterige Frankfurt war bereits 1811 mit Breslau vereinigt worden, kam also nicht in Frage. Die Vermögenswerte der Wittenberger Hochschule wurden zwar nach wie vor gesondert verwaltet, aber größtenteils zum Nutzen der hallischen verwendet. Den Professoren wurde freigestellt, wohin sie sich begeben wollten. Nach manchem Schwanken gingen endlich sieben nach Halle, einige nach Sachsen, teils (drei) an die Leipziger Hochschule, teils in den eigentlichen Staatsdienst, einer nach Königsberg;

der Rest blieb in Wittenberg, drei von diesen setzten ihre Wirksamkeit, wie wir gleich sehen werden, in veränderter Form fort, die anderen, meist schon in hohem Alter stehend, wurden mit Ruhegehalt versehen. Die sieben Wittenberger Professoren wurden am 21. Juni 1817 — welchen Tag in seiner hundertjährigen Wiederkehr die hallische Alma mater erst vor kurzem würdevoll, wenn auch in schlichter Weise der schweren Zeit entsprechend, gefeiert hat — in das Generalkonzil zu Halle eingeführt. Die neuen und die alten Kollegen rangierten gleicherweise durcheinander nach dem Zeitpunkte ihrer Anstellung als ordentliche Professoren. Eine besondere Ehrung bereitete man dem Wittenberger Gruber, der schon 1815 nach Halle übergesiedelt war und sich eifrig an den Vorbereitungen der Verschmelzung beider Hochschulen beteiligt hatte, durch seine Erwählung zum ersten Prorektor der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg, welchen Namen die hallische Universitas litterarum von nun an führte. Zum Zweck der Verwaltung des reichen Wittenberger Stipendienfonds, bzw. der Verleihung seiner Erträgnisse, bildeten aber sechs von den übergetretenen Gelehrten das Kollegium der Professoren der Wittenberger Stiftung mit dem ältesten als Ephorus an der Spitze. Es sind in dieser Körperschaft alle vier Fakultäten, die philosophische mit drei Mitgliedern, vertreten. Jeder an die Stelle eines solchen Professors eintretende neue gehört auch wieder dem Kollegium an, so daß man noch heute von Wittenberger Professoren sprechen kann, trotz aller sonstigen Unterschiedslosigkeit im Lehrkörper.

Das alte Wittenberger Augusteum ist aber doch von einem gewissen akademischen Leben erfüllt geblieben. Sowohl um die Stadt Wittenberg für den Fortzug der Hochschule zu entschädigen, als auch um den Geist der Reformatoren an seiner Geburtsstätte seine eigentümlichste Wirksamkeit weiter entfalten zu lassen, — denn hier würde es mit Recht heißen, wenn Menschenzungen schweigen, werden Steine, die altehrwürdigen Gebäude und Straßen, reden, — wurde nämlich gleichzeitig mit der Verlegung der Universität in genanntem Hause ein Predigerseminar errichtet, worin Studenten der Theologie nach Vollendung der Universitätsstudien ihre praktische Weiterbildung genießen sollten. Wittenberg ist allezeit wie das Berliner Domkandidatenstift ein Auslesesemінar gewesen, das eine gute Note in der ersten theologischen Prüfung als Bedingung des Eintritts fordert und aus allen Provinzen Mitglieder annimmt. Der Kursus ist, um höher gesteckte Ziele erreichen zu

können, zweijährig. Bei der Gründung des Seminars wurde der schon oben erwähnte Karl Ludwig Nitzsch zum ersten Direktor bestellt, und zwei Kollegen seiner alten Fakultät standen ihm als zweiter und dritter Direktor zur Seite. Für das Seminar wurde nun auch der theologische und philologische Teil der ehemaligen Universitätsbibliothek nutzbar gemacht, während die Bücher anderer Richtung nebst der schon genannten Ponickauschen Spezialbibliothek und die für die ungarischen Studenten als besondere Stiftung bestehende Bücherei der hallischen Universitätsbibliothek einverleibt wurden. Später hat man damit begonnen, in dem früheren Wohnhause Luthers im Hofe des Augusteums eine großartige Sammlung von Erinnerungsgegenständen an die Reformationszeit zu errichten. Diese sog. Lutherhalle birgt jetzt schon Schätze ersten Ranges und sieht unter kundigen Händen bei wohlwollendster Förderung seitens der staatlichen Aufsichtsstelle immer weiterer Vervollständigung entgegen.

So waren nun die Stiftungen zweier Friedriche aus ganz verschiedenen Zeiten, des vorsichtigen Schirmherrn der Reformation, den die Geschichte den Weisen nennt, und des prachtliebenden ersten preußischen Königs, der die Rangstellung seines Landes kühn beanspruchte, für die sein Sohn erst den Inhalt schuf, in eins zusammengeflossen. Es paarte sich der „Geist innerer Freiheit", der das Wittenberg der ersten Zeit ein Erlebnis für die ganze Welt werden ließ, mit der „verständnisvollen Aufgeschlossenheit für das Neue", der bleibenden hallischen Eigentümlichkeit, wie es die Rede des Kultusministers bei der Gedenkfeier der Vereinigung am 21. Juni 1917 zum Ausdruck brachte.

Die hallische Universität seit der Vereinigung im Jahre 1817

Verschärfte Staatsaufsicht

Mit dem, daß die ersten auf die Fremdherrschaft folgenden, noch von nahen und fernen Kämpfen erfüllten Jahre verflossen waren, der Wiener Kongreß seine Tagungen beendet hatte, auch die Vereinigung der beiden Hochschulen Halle und Wittenberg vollzogen war, war doch eine ganz andere Zeit entstanden. Die Stein-Hardenbergischen Reformen, die aufblühende städtische Selbstverwaltung und die Verfassungsversprechen der deutschen Fürsten lagen ihr zugrunde. Die den Krieg ausgefochten hatten, wollten ihre Ideale verwirklicht sehen. Jetzt erst kam es zur Geltung, daß die Kabinette nicht eigentlich die Initiative bei dem Befreiungsaufstand in Händen gehabt hatten, denn ihnen wurde bange vor den unbändigen Kräften, die sie nun nicht mehr verwenden konnten, und die nach einem Betätigungsfeld verlangten. Das Mißtrauen, das die Regierenden stets gegen die studentischen Verbindungen gehegt hatten, stieg der damals aufkommenden Burschenschaft gegenüber ins Krankhafte, zumal nach der unseligen Tat Sands. Daraus erklärt sich die neue Organisation, die der Hochschule nach ihrer Wiedervereinigung mit der Heimat gegeben wurde. Im Jahre 1819 wurde gemäß den Beschlüssen der Bundesversammlung über die Universität Halle ein außerordentlicher Regierungsbevollmächtigter gesetzt, der mit den weitgehendsten polizeilichen Machtbefugnissen ausgestattet war, aber sich auch in der Fürsorge für die Hochschule im Sinne eines Kurators oder Kanzlers betätigen sollte. An Stelle des bisherigen Syndikus wurde ein nicht dem Lehrkörper angehöriger Jurist als Universitätsrichter angestellt und ihm in der Ausübung der akademischen Zucht freie Hand gegeben. Erst die spätere, neue Freiheitsbewegung von 48 räumte mit dem Amte des Regierungsbevollmächtigten auf und ließ nur noch die Stellung eines Kurators bestehen. In dem obenerwähnten Jahre verlor nun auch die Universität das Zensurrecht über die in Halle erscheinenden Schriften. Ja, sie mußte sich auf längere Zeit hin gefallen lassen, daß selbst die Schriften ihrer Mitglieder von staat-

licherseits bestellten Zensoren, die erst auf ihre dringende Vorstellung hin aus der Reihe der Dozenten genommen wurden, geprüft wurden. In den dreißiger und vierziger Jahren fehlte es zudem nicht an Übergriffen des Ministeriums, und erst allmählich trat eine Beruhigung der Gemüter ein. Mit den allgemeinen Statuten von 1854 erhielt dann die Universität ihre noch heute gültige Verfassung. Da durch das Gerichtsverfassungsgesetz von 1879 die Besonderheiten des akademischen Gerichtsstandes aufgehoben wurden, so wurden in demselben Jahre neue Vorschriften für die Studierenden erlassen, die jetzt noch in Kraft sind.

Die Dozenten des 19. Jahrhunderts

Die Färbung der theologischen Fakultät war durch Wegscheider bestimmt, der einem flachen Rationalismus huldigte, in dem aber Kantsche Ideen eine Rolle spielten. Er war der Systematiker des zu Ende gedachten Rationalismus des vorigen Jahrhunderts. Seine von ihm selbst noch mehrfach aufgelegten „Institutiones theologiae Christianae dogmaticae" verbreiteten seine Lehre weithin. Der milde und friedfertige Michael Weber, der aus Wittenberg echten Offenbarungsglauben und, wenn auch nicht in allen Punkten, Anhänglichkeit an das Bekenntnis der lutherischen Orthodoxie mitbrachte und sich noch durchgehends des Lateinischen bediente, sogar ein lateinisches Gesangbuch für die Studenten und eins für seine Kinder herausgab, vermochte nicht dagegen durchzudringen. In gemäßigtem Sinne gehörte der Wegscheiderschen Richtung Wilhelm Gesenius an, der sich aber, abgesehen von einigen exegetischen Vorlesungen, von der eigentlichen Theologie fernhielt und alle seine Kraft auf die Erforschung und den Unterricht der semitischen Sprachen vereinigte, und das mit größtem Erfolge. Seine hebräische Grammatik und sein Handwörterbuch sind in neuen Bearbeitungen noch heute im Gebrauch. Er war allverehrt von seinen Schülern, von denen viele später namhafte Gelehrte wurden, und genoß auch bei der übrigen Studentenschaft sehr großes Ansehen. Daß Halle mit 944 Theologen zeitweilig alle anderen Universitäten weit hinter sich ließ, ist seiner Anziehungskraft zuzuschreiben. Die Orthodoxen um Hengstenberg sahen den Zulauf, den die Rationalisten fanden, sehr ungern, und eines Tages erfolgte in ihrer „Kirchenzeitung" der große Angriff auf die beiden Häupter der Theologenfakultät in Halle, der berechtigtes Aufsehen erregen sollte. Neben Wegscheider und Ge-

senius stand der große Apologet und Glaubenserwecker August Tholuck, ein Mann, der seinen eigenen Weg ging, den Rationalismus verdammend, den Strenggläubigen kein unbedingter Gefolgsmann, mit warmem religiösen Gefühl, einer besonderen Stellung zu Gott gewiß: ein später Nachklang jener pietistischen Zeit in Halles Vergangenheit. Seine noch heute höchst lesenswerte „Vorgeschichte des Rationalismus", die auch viel über das akademische Leben bringt, fand recht geteilte Aufnahme. Dagegen waren seine eindrucksvollen Predigten sehr geschätzt. Er war ein überzeugter Anhänger und Verteidiger der damals noch oft angegriffenen Union. Ja, er warnte seine Freunde vor der Erneuerung des orthodoxen Luthertums, da nach seiner Meinung der Rationalismus seine Wurzeln darin gehabt habe. Dieser Rationalismus hätte sich von selbst überlebt, und er hätte ihn bald beerbt, so aber appellierte der ungehörige Angriff der Kirchenzeitung, der noch dazu Tholuck, aber mit Unrecht, zugeschrieben wurde, an die Schülertreue der Wegscheiderschen und Gesenius'schen Hörer, und die Auflösung der alten Richtung erlebte eine bedeutende Verzögerung. Ja, mehr noch, der offizielle Druck gegen den Rationalismus schuf die Partei der Lichtfreunde, die auch unter einer Reihe in Wort und Schrift regsamer Dozenten (vor allem der Theologe Karl Schwarz) Anhang fand und ein bedeutsames Geistesleben entfaltete. Gesenius' Nachfolger war der durch seine vierbändige Psalmenauslegung bekannte, scharfsinnige Hupfeld. Was Tholuck an exegetischer Akkuratesse und dogmatischer Bestimmtheit abging, glich die Wirksamkeit seines Kollegen Julius Müller aus, dessen „Lehre von der Sünde" eine grundlegende Darstellung eines christlichen Zentralbegriffs ist. Fortgeführt wurde beider Werk durch Martin Kähler, der, auf dem Boden des Biblizismus stehend, mit seiner in dritter Auflage vorliegenden „Wissenschaft der christlichen Lehre" und anderen Schriften eine tiefgehende Einwirkung auf die Weiterbildung der Theologie ausgeübt hat und noch ausübt. Bezeichnend für seinen Standpunkt ist „der sog. historische Jesus und der geschichtliche biblische Christus", aber auch seine praktischen Schriftauslegungen lassen seine Eigenart recht gut erkennen. Seine Kollegen in der Fakultät gehörten aber schon wieder einer anderen Richtung an, die mit Tholuck nur wenig gemein hatte, vielmehr einer gemäßigt liberalen Theologie zugetan war, so der um die Sache des Evangelischen Bundes, dessen Begründer er war, wie überhaupt auf kirchenpolitischem Gebiete hochverdiente Willibald

Beyschlag. Seine klare, überzeugende Darstellungskraft, die auch das Verwickeltste einfach zu gestalten wußte, fesselte in der Auslegung des Neuen Testaments stets eine zahlreiche Zuhörerschaft. Dichterischer Schwung und künstlerische Vollendung verklärten seine Predigten im akademischen Gottesdienst und machten sie zu einem hohen Genusse für weite Kreise. Sein „Leben Jesu" (5. Aufl.) und seine „Neutestamentliche Theologie" (2. Aufl.) zeigen die beiden genannten Vorzüge ebenfalls in reichem Maße. Neben ihm erfreute sich Erich Haupt mit seinen anregenden exegetischen Vorlesungen über das Neue Testament großer Beliebtheit. In Julius Köstlin verehrte die evangelische Christenheit den populärsten Biographen Luthers. Mit seinen Amtsgenossen Eduard Riehm und Konstantin Schlottmann zusammen war er an die Durchsicht der lutherischen Bibelübersetzung gegangen. Schlottmanns Nachfolger wurde Emil Kautzsch, der sich um die hebräische Grammatik große Verdienste erwarb und des Gesenius Lehrbuch immer wieder auf den neusten Stand der Wissenschaft brachte. Auch verdanken wir ihm die streng wissenschaftliche Übersetzung des Alten Testaments, nebst Apokryphen und Pseudepigraphen, und eine biblische Theologie des Alten Testaments. Die Kirchengeschichte wurde kurze Zeit von J. J. Herzog vertreten, der in Halle die später so umfangreich gewordene Realenzyklopädie für protestantische Theologie begründete. Die Pastoraltheologie kam 1878 in die Hände Hermann Herings. Seine „Lehre von der Predigt" und „Die Mystik Luthers" sind wohl seine bekanntesten Schriften. Im 19. Jahrhundert schließt er die Reihe der Universitätsprediger, der Schleiermacher, Tholuck, Beyschlag angehörten. Kurz vor der Wende des Jahrhunderts fand Gustav Warneck, der sich schon als Pfarrer der Begründung einer evangelischen Missionswissenschaft mit großem Eifer gewidmet hatte, an der Hochschule eine Stätte für amtliches Wirken. Ihm ist es zu verdanken, daß wir heute ein Ordinariat und Seminar für Missionswissenschaft haben. Die Allgemeine Evangelische Missionszeitschrift und die Deutschen Missionskonferenzen sind ebenfalls von ihm ins Leben gerufen. Seit den fünfziger Jahren waltet ein Geist der Einigkeit und Gleichstrebigkeit in der Fakultät — die meisten Mitglieder gehörten der sog. Vermittlungstheologie an —, der sie befähigt hat, u. a. auch auf die Gestaltung der neuen Kirchenverfassung sichtbaren Einfluß auszuüben. Es erinnert diese Übereinstimmung lebhaft an die ersten Zeiten der hallischen Hochschule.

Auch an berühmten Juristen fehlte es im 19. Jahrhundert in Halles Lehrkörper nicht, wenn auch einige der bekanntesten wie die Vertreter des römischen und bürgerlichen Rechts Ernst Immanuel Bekker und Heinrich Dernburg und der Strafrechtslehrer Franz v. Liszt nur kurze Zeit (4, 11 und 10 Jahre) hier tätig waren. Das römische Recht wurde zuerst durch drei Schüler der historischen Schule Savignys, Chr. Fr. Mühlenbruch, Friedrich Bluhme und Ludwig Pernice, vertreten. Später war hierfür Karl Georg Bruns tätig und stellte die „Fontes juris Romani antiqui" zusammen, die er jedoch erst kurz nach seiner Übersiedlung nach Tübingen erscheinen ließ. Die Fontes sind dann noch sechsmal — zuletzt 1909 — herausgegeben, zwei Ausgaben besorgte Theodor Mommsen. Karl Witte dagegen war mehr als Danteforscher denn als Jurist von Bedeutung. Ihnen folgte Hermann Fitting, der 40 Jahre hindurch als Ordinarius in Halle lehrte. Als Forscher auf dem Gebiete des römischen Rechts im frühen Mittelalter erfolgreich, ist er auch durch seine Lehrbücher des Reichszivilprozesses (13. Aufl.) und des Reichskonkursrechts (3. Aufl.) bekannt geworden. Dieses Gebiet seiner Vorlesungstätigkeit ging bei seiner Emeritierung auf Friedrich Stein über, der aber Halle nicht lange erhalten blieb. Sehr vielseitig war der Rechtsphilosoph und Ethiker Rudolf Stammler. Er las über römisches und bürgerliches Recht, über Theorie des Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus, über Grundlagen der Politik, über Rechts- und Staatstheorien der Neuzeit u. a. m. Seine Schriften, „Die Lehre von dem richtigen Rechte", „Theorie der Rechtswissenschaft" und die bereits in 3. Aufl. erschienene „Wirtschaft und Recht", haben ihm weithin einen Namen gemacht. Das Staats-, Kirchen- und Verwaltungsrecht lehrte Ernst v. Meier und nach seinem Weggang über ein Menschenalter lang Edgar Loening, von dem wir nur die „Geschichte des deutschen Kirchenrechts" und das „Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts" nennen wollen. Von den Vertretern des deutschen Rechts nebst Handels- und Wechselrecht sind vor allem Anschütz, der Rechtshistoriker Boretius und für das letzte Menschenalter Gustav Lastig anzuführen.

Mächtig angewachsen ist im 19. Jahrhundert die Zahl derer, die Nationalökonomie und Statistik studieren. Seit dem W.-S. 1914/15 ist das Fach wieder, wie bei seiner ersten Einführung in Halle, der juristischen Fakultät eingegliedert. Aber bald 170 Jahre lang rechneten sich seine Lehrer unter die Philosophen. In der ersten

Hälfte des Jahrhunderts und darüber hinaus hatte Friedrich Gottfried Eiselen 36 Jahre lang den Lehrstuhl auch mit literarischem Erfolg innegehabt. In Verwaltungssachen geschickt, wurde er auch dieserhalb sehr geschätzt. Auf ihn folgte für kürzere Zeit ein Mann, der später ein Stern erster Größe werden sollte — Gustav Schmoller. Doch der ihn ersetzte, Johannes Conrad, konnte die Universität den Verlust etwas verschmerzen lassen. Seine umfassende Wirksamkeit, zumal auf dem Gebiete der Agrarstatistik und Agrarpolitik anerkannt, genoß weithin großes Ansehen und zog viele Schüler hierher. Von seinen literarischen Unternehmungen sei nur an die Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, die er von seinem Lehrer Bruno Hildebrand übernahm, das Handwörterbuch der Staatswissenschaften (in Verbindung mit Edgar Loening u. a.), den Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie, zuletzt in 8. Aufl., und die beiden ebensooft herausgegebenen Leitfäden (zum Studium der Nationalökonomie und Volkswirtschaftspolitik) erinnert.

Die dritte Fakultät, die Medizin, hatte, wie wir oben sahen, gegen Ende des 18. Jahrhunderts einen verheißungsvollen Aufschwung genommen. Im folgenden Jahrhundert erfüllte sie nun größtenteils diese Erwartungen. Einzelne, teils bisher im Zusammenhang mit anderen behandelte, teils ganz neue Gebiete dieser Wissenschaft gewannen allmählich eine solche Bedeutung, daß für sie selbständige Lehrstühle eingerichtet werden mußten. Von dem älteren Meckel und Reil hörten wir schon. Jener wurde nun von seinem Sohn und Nachfolger, dem Mitbegründer der vergleichenden und der pathologischen Anatomie, noch um ein bedeutendes übertroffen. Die Chirurgie vertrat als Erbschaft Reils eine Zeitlang der frühere wittenbergische Professor Ozondi, ein vielseitig gebildeter und interessierter Mann. In der inneren Medizin folgte auf Reil der Schöpfer der musterhaften Poliklinik Peter Krukenberg, der ausschließlich seiner Klinik lebte und infolge aufopfernder, unermüdlicher Tätigkeit am Krankenbett nicht zur literarischen Ausarbeitung seiner Beobachtungen kam. Desto größer ist die praktische Einwirkung auf seine Schüler gewesen. Dann kamen die beiden Volkmann, Vater und Sohn, jener ein tüchtiger Physiologe und Anatom, dieser, Richard mit Vornamen, der größte hallische Chirurg, solange die Alma mater besteht. Er war ein Schüler Langenbecks. Im Kriege von 1866 war er in Böhmen leitender Arzt großer Kriegslazarette. Den Krieg gegen Frank-

reich machte er als Generalarzt einer Armee mit und fand nach anstrengender Tagesarbeit des Abends noch Zeit, seine „Träumereien an französischen Kaminen" niederzuschreiben. Diese volkstümlichen Märchendichtungen gehen unter dem von ihm gewählten Pseudonym Richard Leander heute noch in immer neuen Auflagen in die Welt. In dieser ihm möglichen und nötigen Verbindung aufreibender Sorge um die Verwundeten grausiger Schlachten und gemütvollen Schaffens der Phantasie ein echter deutscher Mann. Als er aus dem Feldzuge zurückkehrte, fand er seine geliebte Klinik durch das Lazarettfieber verseucht vor, und nur die von ihm mit scharfem, vorurteilslosem Blick als zweckdienlich erkannte Anwendung der neuen, antiseptischen, von Lister erfundenen Verbandart ließ ihn des Fiebers Herr werden. Und nun begann er eine Tätigkeit, die ihn in ganz Deutschland bekannt und geschätzt machte. Von überallher strömten die Mediziner herbei, um bei ihm die Chirurgie in ihrer Vollkommenheit kennenzulernen. Volkmann, dem später der erbliche Adel verliehen wurde, war in der Forschung, Lehre und ärztlichen Kunst gleich hervorragend. Er war der Mitbegründer und bis an sein Ende die Seele der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie. Sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl wurde Fritz v. Bramann, ebenfalls ein nimmer müder, geschickter Chirurg. Die Anatomie war nach des jüngeren Meckel Tode eine Zeitlang von dem schon genannten Alfred Volkmann mit vertreten worden. Dann wirkte auf diesem Gebiete Hermann Welcker, dessen Schädelarbeiten wertvoll sind. Allgemein bekannt ist seine Schrift „Schillers Schädel und Totenmaske". Von ihm rührt auch die bedeutende Schädelsammlung her, die das Anatomische Institut sein eigen nennt. Neben Richard von Volkmann wirkte auf dem Gebiete der inneren Medizin ganz im Sinne Krukenbergs Theodor Weber, auf dem Gebiete der Geburtshilfe und Frauenkrankheiten Robert Olshausen, für die Physiologie Julius Bernstein, der seiner Wissenschaft das bekannte Lehrbuch schenkte. Olshausens Vorgänger war der große Diagnostiker Anton Friedrich Hohl, von seinen oft wechselnden Nachfolgern ist besonders der früh verstorbene Kaltenbach zu nennen. Für die neu abgezweigte pathologische Anatomie wurde Theodor Ackermann berufen, später hat sie Josef Karl Eberth lange Zeit vertreten. Webers Nachfolger wurde Josef v. Mering, der Herausgeber des in mehrfacher Auflage vorliegenden Lehrbuchs der inneren Medizin. Die Augenheilkunde, von Ozondi und Blasius als Nebenfach der Chirurgie be-

handelt, fand in Alfred Gräfe einen eigenen Vertreter und bald auch einen Ordinarius. Der Ohrenheilkunde widmete Hermann Schwartze seine Kräfte, seitdem sie 1868 ein selbständiges Fach geworden war, bis an seinen erst vor ein paar Jahren erfolgten Tod. Die Provinzialirrenanstalt Nietleben bei Halle bot in den siebziger und achtziger Jahren mit ihrem Direktor als Dozenten die Stätte der Belehrung über Geisteskrankheiten dar. Doch schon Eduard Hitzig gelang es, die Errichtung einer besonderen Universitätsklinik für Nerven- und Geisteskrankheiten, der ersten in Preußen, durchzusetzen. Dann wurde auch für das Fach der Hygiene und Bakteriologie ein besonderer Lehrstuhl geschaffen. Ein späterer Inhaber war Karl Fraenken, ein Schüler Robert Kochs. Die Pharmakologie, die lange Zeit Ludwig Krahmer neben der gerichtlichen Medizin vertreten hatte, bekam schließlich in Erich Harnack ebenfalls einen Ordinarius. Zu gedenken ist noch des Privatdozenten Julius Rosenbaum, der als Historiker der Lues große Bedeutung hat.

Haben wir in der Medizin mehr eine Entwicklung aus sich selbst heraus, so begegnet uns in der Philosophie wieder das Herrschen von Schulen wie im 18. Jahrhundert, nur daß es jetzt Halle nicht wieder vergönnt war, selbst den führenden Genius zu besitzen. Die ersten Jahrzehnte standen unter dem Einfluß Kants, die nächsten unter dem Hegels und seiner Gegner. Doch hatte erst in Johann Eduard Erdmann die Philosophie, und zwar in dem Falle das zuletzt genannte System, einen bedeutenden Vertreter, oder wenigstens äußerst erfolgreichen und beliebten Lehrer, der, selbst ein ehemaliger Prediger, den christlichen Glauben durch seine Philosophie ausdeuten zu können meinte. Seine bekanntesten Werke sind der „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ und der „Grundriß der Logik und Metaphysik“, die beide die 4. Aufl. erlebten. Neben ihm widmete sich Julius Schaller in seinen scharfsinnigen Schriften dem Ausbau der Hegelschen Philosophie und ihrer Anwendung auf das Christentum. Dann kam eine Zeit ohne herrschendes System, die noch heute andauert. Schon an der Seite der beiden Letztgenannten hatte Hermann Ulrici Hegel kritisiert und in seinen vielfältigen Schriften, die ziemlichen Anklang fanden, eine eigene Philosophie der Versöhnung zu bilden versucht. Schallers Nachfolger wurde Rudolf Haym. In seinem „Hegel und seine Zeit“ herrscht jedoch ebenfalls die Kritik an diesem System vor. Er pflegte daneben als Literarhistoriker mit großer Liebe die Biographie und war als gewandter Publizist der Gründer und erste

Herausgeber der noch heute hochangesehenen Preußischen Jahrbücher. Seine öffentlichen Vorlesungen, besonders die über Lessing und Goethe, erfreuten sich allseitiger Schätzung und großen Zulaufs. Mit K. Stumpf und Benno Erdmann hielt gegen Ende des Jahrhunderts auch die physiologische Psychologie in Halle ihren Einzug. Hans Vaihinger aus derselben Zeit ist bekannt durch seinen zweibändigen Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft, die bereits in dritter Auflage erschienene „Philosophie des Als ob" und die neugegründeten „Annalen der Philosophie".

Das 19. Jahrhundert brachte Halle in der klassischen Philologie eine lang andauernde Zeit der Nachblüte. Diese wurde in vielversprechender Weise durch Karl Reisig eröffnet. Einer der besten Schüler Gottfried Hermanns, ähnelte er in vielem dem großen Vorgänger an unserer Alma mater F. A. Wolf, vor allem in der Pflege der echte, wissenschaftliche Begeisterung weckenden Einwirkung von Person zu Person. Nach ihm ist Gottfried Bernhardy, der Verfasser der „Syntax der griechischen Sprache" und je einer Geschichte der römischen und griechischen Literatur, dessen Suidasausgabe im Gegensatz zu den eben genannten, längst überholten Werken noch heute ihren Wert hat, und der leider nur kurze Zeit in Halle verbleibende Friedrich Wilhelm Ritschl zu nennen. Gleichzeitig mit Bernhardy, aber leider bedeutend weniger Jahre, lehrte hier ein anderer der großen Schüler Gottfried Hermanns, Theodor Bergk, der Herausgeber der griechischen Lyriker. Bei seiner Vorliebe für die sprachliche Seite der Philologie bildete er eine willkommene Ergänzung zu Bernhardy. Auf ihn folgte Heinrich Keil, bekannt durch seine Editionen lateinischer Schriftsteller, namentlich Grammatiker, während die wiederhergestellte dritte Professur für die Altertumswissenschaft Wilhelm Dittenberger erhielt, der sich um die Kenntnis und Sammlung der griechischen Inschriften hervorragend verdient gemacht hat. Neben ihn trat als zweiter Nachfolger Bernhardys der Geschichtschreiber der attischen Beredsamkeit und warmherzige Kenner des neutestamentlichen Schrifttums, auch Verfasser einer Grammatik des neutestamentlichen Griechisch, Friedrich Blaß. Die Textkritik war seine stärkste Seite, er übte sie mit vollendeter Meisterschaft, und das kam vor allem seinen Papyrusforschungen sehr zustatten. Sodann verdankt eine Fülle von Editionen ihm ihr Erscheinen. Die Wissenschaft von der klassischen Kunst des Altertums fand um die Mitte des Jahrhunderts in Halle eine Stätte und an Ludwig Roß ihren ersten hiesigen Leh-

rer. Roß war ein gründlicher Kenner Griechenlands. Er hatte 13 Jahre dort gelebt, zuletzt als Professor der Archäologie an der Universität zu Athen. Unter seinen Nachfolgern herrschte leider ein schneller Wechsel, und erst Gustav Heinrich Heydemann konnte in anderthalb Jahrzehnten eine vertiefte und umfassende Wirksamkeit ausüben.

Zeigte sich in der regen Frequenz der altphilologischen Disziplinen schon eine Einwirkung des allmählich zu größerer Bedeutung gelangten und fester umgrenzten Gymnasiallehrerstandes, so noch mehr in der Entstehung der neuphilologischen Fächer. Halles erster Germanist ist Julius Zacher gewesen. Er war ein Schüler der Gebrüder Grimm und vor allem Karl Lachmanns. Schon 1863 wurde für ihn hier ein ordentlicher Lehrstuhl für deutsche Sprache geschaffen. Mit E. Höpfner zusammen begründete er die Zeitschrift für deutsche Philologie. Seine Unparteilichkeit, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in all seinem Tun war vorbildlich. Sein Nachfolger war Konrad Burdach, dessen Forschungen dem Mittelalter und der Renaissance in umfassendem, geistesgeschichtlichem Sinne galten. Robert Prutz, der s. Z. gefeierte Dichter und Literarhistoriker, von dem man mit Recht sagt, daß sich im Zeitraum von 1840 bis 1866 kein entscheidender Moment im Leben des deutschen Volkes findet, an dem er nicht seine Stimme als Journalist oder Schriftsteller oder als Redner erhoben hätte, hat zweimal mit Halle in enger Beziehung gestanden: erst als Student und junger Doktor, dann als Professor der Literaturgeschichte. In jener Zeit war er Mitarbeiter der „Hallischen Jahrbücher", in dieser Begründer des „Deutschen Museums", einer sehr geachteten Zeitschrift. Das Englische wurde allein zuerst 1876 von Karl Elze als Ordinarius vertreten. Seine Schriften über Scott, Byron und Shakespeare werden noch heute viel gelesen, während sein „Grundriß der englischen Philologie" bald in 2. Aufl. erscheinen mußte. Die bisherige Anlehnung der neusprachlichen Fächer an die altsprachlichen zeigt sich noch darin, daß Elze hauptsächlich ein Schüler August Böckhs und Gottfried Hermanns war. Die romanische Philologie hatte seit demselben Jahr in Hermann Suchier einen Vertreter von höchster Wissenschaftlichkeit, dessen 37jährige Wirksamkeit einer großen Schülerzahl zugute gekommen ist. Als Mitarbeiter von Gröbers Grundriß hat er eine große Fülle eigener Beobachtungen in neuer, eigenartiger Darstellungsform in diesem Werke niedergelegt. Mit Birch-Hirschfeld zusammen verfaßte er die bekannte „Ge-

schichte der französischen Literatur". Daneben stand seine umfangreiche Tätigkeit als Herausgeber alter Texte.

Zu den philologischen Fächern trat nun auch in Halle im 19. Jahrhundert die vergleichende Sprachwissenschaft hinzu. Ihr erster Vertreter war August Friedrich Pott, ein ergebnisreicher Forscher auf indogermanischem Gebiete, wie seine Untersuchungen über die Sprache der Zigeuner, die Personennamen und die Reduplikation beweisen. Sein Nachfolger, auch in der Erforschung der Zigeunersprache, war Richard Pischel, der mit seiner Grammatik der Prakritsprachen die allgemeine Anerkennung seiner Fachgenossen fand. Die semitischen Sprachen vertrat gleichzeitig mit diesem der als bedeutender Kenner allseitig geschätzte August Müller und hierauf Franz Praetorius. Erwähnt sei an dieser Stelle, daß Halle einmal vorübergehend der Mittelpunkt für das Studium des Chinesischen gewesen ist, nämlich als sich 1823 zwei Chinesen auf königliche Kosten hier zu Lern- und Lehrzwecken aufhielten.

Weniger trat die Geschichtswissenschaft hervor. Noch Heinrich Leo hat versucht, alle Gebiete der Geschichte zu umspannen. In einzelnen seiner frisch und lebendig geschriebenen Werke, wie seiner „Geschichte der italienischen Staaten", hat er auch Anerkennenswertes geleistet, aber seine leidenschaftliche Parteilichkeit und der Mangel an Selbstzucht und innerer Harmonie hinderte ihn trotz der langen, ihm beschiedenen Lebenszeit an nachhaltiger Wirkung. Zu seiner Zeit hat bald an 20 Jahre Max Duncker unter großem Beifall über Geschichte des Altertums, ferner über Universal- und Verfassungsgeschichte gelesen. Ihm wurden seitens der Regierung Schwierigkeiten bereitet, während seiner charaktervollen und hochbegabten Persönlichkeit von seiten der akademischen und bürgerlichen Welt das größte Vertrauen entgegengebracht wurde. Schließlich erhielt er aber doch eine ihm zukommende Stellung, nämlich die eines Direktors der preußischen Staatsarchive. Nach Leo teilten sich erst zwei, später drei Lehrer in die Gesamtheit der Geschichte: Altertum, Mittelalter und Neuzeit wurden unterschieden. Das mittelalterliche Lehrfach hatte einige Zeit der spätere Generaldirektor der Monumenta Germaniae historica, jener groß angelegten, von den Regierungen Deutschlands und Österreichs unterstützten Quellensammlung, Ernst Dümmler, inne. Auf ihn folgte der letzte Verfasser einer von der Völkerwanderung bis heute alles umspannenden, neunbändigen Weltgeschichte, Theodor Lindner. Aus Lindners früheren Jahren stammt die „Veme" und seine „Deutsche

Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern". Seine „Geschichtsphilosophie" ist in 2. Aufl. erschienen. Die neuere Geschichte behandelte in seinen Vorlesungen der jüngere Droysen (Gustav). Vornehmlich der Zeit des Dreißigjährigen Krieges galt seine Forschung und die Tätigkeit seines Seminars. Das Altertum wurde zuletzt selbständig gemacht und von dem vor allem in der Geschichte der Israeliten, der Ägypter und der Griechen reiche Anregung gebenden Eduard Meyer vertreten. Leider folgte er später einem Rufe nach Berlin. Seine „Geschichte des Altertums", deren erster Band schon in 3. Aufl. erschienen ist, hat sich allmählich zu einem stattlichen Werk von fünf Bänden ausgewachsen. Die historischen Hilfswissenschaften sollte ja eigentlich Gruber mit von Wittenberg herübergebracht haben, aber er betätigte sich in Halle mehr als Literarhistoriker (Lafontaines Leben, Wielands Leben) und trat bald dem Geographen und Statistiker Ersch bei der Herausgabe der Allgemeinen Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste zur Seite, um sie nach dessen Tode allein weiterzuführen. Später entwickelte auf dem vernachlässigten Gebiete Wilhelm Schum eine sehr ersprießliche Tätigkeit.

Die Geographie bildet in mancherlei Hinsicht ein Bindeglied zwischen der Geschichte und den Naturwissenschaften, und so hat denn auch ein als Historiker und Botaniker gleich stark interessierter Mann, Alfred Kirchhoff, den neuen, ordentlichen Lehrstuhl für Geographie zuerst bestiegen. Und keiner wußte mehr den Januskopf seiner Wissenschaft zu betonen, als gerade er. Sein Feld war die Methodik und die Verarbeitung neu bekannt gewordener Tatsachen. Seine „Erdkunde für Schulen" hat bereits die 18. Aufl. und seine „Schulgeographie" gar die 21. Aufl. erreicht. Er war als Vorsitzender der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland und Herausgeber von Serien- und Sammelwerken tätig. Er wirkte mehrere Jahrzehnte. Nach seiner Emeritierung hat die Besetzung des Lehrfachs oft gewechselt. Die Geologie und Mineralogie war anfangs nicht vom Glück begünstigt. Die ersten Vertreter E. F. Germar und Karl v. Raumer waren, der eine mehr Entomologe, wenn auch seine paläo-phytologische Arbeit über die Steinkohlenzeit sehr wertvoll ist, der andere mehr für Geschichte der Pädagogik interessiert. Nach Germar ist wohl nur Karl v. Fritsch zu nennen, der sich vor allem der Erforschung der Heimat annahm und seine eigene, große Sammlung dem Institute zum Geschenk machte. Ihren ersten Zoologen in dieser Zeit

hatte die Universität von Wittenberg mit herüberbekommen, es war Christian Ludwig Nitzsch. Nach ihm finden wir den durch seine mehrfach aufgelegte „Geschichte der Schöpfung" und sein grundlegendes „Handbuch der Entomologie" bekannten und als Systematiker bedeutenden Hermann Burmeister. Der letzte Abschnitt seines durch große Reisen ausgezeichneten Lebens spielte sich in Argentinien ab, wo er die Reorganisation des Museo Público in hervorragender Weise durchführte. Sein Nachfolger war Christoph Giebel, ein fleißiger, aber vollkommen unwissenschaftlicher Mann, der ebenfalls die Systematik pflegte. Hermann Grenacher, der dann den Lehrstuhl innehatte, wandte sich dagegen morphologischen Problemen zu. Neben Grenacher wirkte ordnend und forschend der Entomologe Ernst Ludwig Taschenberg, der Verfasser der fünfbändigen „Praktischen Insektenkunde", um nur eine seiner vielen Schriften zu nennen. Der botanische Garten war, wie wir sahen, ein Gegenstand der Fürsorge der Franzosen gewesen. Später sehen wir in der Botanik dieselbe Aufeinanderfolge der wissenschaftlichen Richtungen wie in der Zoologie; den Systematiker D. F. L. v. Schlechtendal löst der Mykologe und Anatom Anton de Bary ab, einer der bedeutendsten Botaniker, der leider nur kurze Zeit Halle erhalten blieb, und diesen der Physiologe Gregor Kraus, der 1915 als Professor an der Universität Würzburg verstarb, aber seine Anhänglichkeit an Halle durch eine Stipendienstiftung für eine botanische Reise in die Tropen bekundete.

Die Physik nahm im neuen Jahrhundert mit Johann Salomo Christoph Schweigger einen guten Anlauf. Dieser wandte sich mit Erfolg dem Galvanismus und Elektromagnetismus zu und wurde durch die Erfindung des Multiplikators berühmt. Seine große Gabe, überall zahlenmäßige Gesetze zu schauen, ermöglichte es ihm, zwei von den Uranusmonden vor ihrer Entdeckung als notwendig zu fordern und die periodische Erscheinung der Sonnenflecke als im Zusammenhang mit dem Magnetismus stehend zu erklären. Er vertrat auch das Fach der Chemie mit. Ein noch Größerer im Reiche der Physik, Wilhelm Weber, hat neben ihm nur ein paar Jahre als Extraordinarius gewirkt, worauf er nach Göttingen berufen wurde, dem Schauplatz seiner wertvollen Entdeckungen. Auf Schweigger folgte in langer, ersprießlicher Tätigkeit Hermann Knoblauch, der vor allem Untersuchungen über strahlende Wärme anstellte, und seit dessen Erwählung zum Präsidenten der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturfor-

scher diese Gesellschaft in Halle ihren Sitz hat. Sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Physik wurde Ernst Dorn, unter dessen langjähriger Wirksamkeit das physikalische Praktikum zu großer Blüte gelangte. In Knoblauchs Zeit lehrte noch der Physiker K. S. Cornelius, der einen lange Zeit sehr verbreiteten „Grundriß der physikalischen Geographie" verfaßt hat. Die Chemie fand erst in Wilhelm Heintz, dann in Jakob Volhard einen bedeutenderen Vertreter. Dieser war ein Schüler Justus v. Liebigs und hat seinem Lehrer in einer groß angelegten Lebensbeschreibung ein würdiges Denkmal gesetzt.

Unter den Mathematikern des 19. Jahrhunderts sind besonders J. F. Pfaff, L. A. Sohncke, Eduard Heine und der erst kürzlich verstorbene Schöpfer der Mengenlehre Georg Cantor zu nennen. Kürzere Zeit waren hier auch die bekannten Mathematiker O. Hesse und F. Joachimsthal tätig. Als Astronom wirkte in Halle viele Jahre Rosenberger.

Eine besondere Betrachtung verdient die Landwirtschaft. Früher wurde ihr Studium auf besonderen landwirtschaftlichen Akademien gepflegt. Das hallische landwirtschaftliche Institut war das erste in Preußen, das als Universitätsinstitut auftrat. Es hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit und durch die Tatkraft eines einzelnen Mannes, ohne daß dieser dafür ein Vorbild hatte — im Gegenteil waren seine Einrichtungen für viele spätere Institute vorbildlich — und trotzdem er oft genug kein Verständnis für seine Schöpfung fand, zu einer solchen Höhe und einem solchen Umfang der Wirksamkeit emporgeschwungen, daß es heute weltbekannt ist und in Deutschland an erster Stelle steht. Im Jahre 1862 war der Lehrstuhl für Landwirtschaft an unserer Universität gegründet worden. Er wurde als Ordinariat Dr. Julius Kühn verliehen. Dieser war zur Zeit Wirtschaftsdirektor gräflicher Güter in Niederschlesien. Vorher war er Privatdozent an der landwirtschaftlichen Akademie zu Proskau gewesen. Er hatte sich bereits durch ein Werk über die Krankheiten der Kulturgewächse und eine Preisschrift über die zweckmäßige Ernährung des Rindviehes (hat später 12 Auflagen erlebt) unter den Fachgenossen einen Namen gemacht. Mit ihm hatte man den richtigen Mann an die richtige Stelle gesetzt. Kühn sah gleich, daß ohne Anschauung kein Unterricht auf diesem Gebiete möglich war, und so betrieb er die Anlegung des Versuchsgartens für Pflanzen- und Tierzucht, die Errichtung von Gebäuden für Molkereizwecke, chemische Laboratorien, eine Tierklinik, eine Aus-

stellung landwirtschaftlicher Maschinen usw. Ein Nachbargrundstück nach dem anderen wurde hinzugekauft. Draußen vor der Stadt wurde das Versuchsfeld, ebenfalls mit mancherlei Gebäuden, angelegt. Natürlich konnte er die Unterweisung in den vielen Fächern nicht allein besorgen, und so wurde mit der räumlichen Ausgestaltung ein Lehrstuhl nach dem anderen für diese Sonderfächer unter Kühns Oberleitung nötig und von ihm beantragt. Von diesen ihm zur Seite stehenden Dozenten ist vor allem Max Maercker, der

Abb. 20. Wohnhaus des Prof. Julius Müller. Zu S. 103. (Phot. W. Warstat.)

Vertreter der Agrikulturchemie, der aber in der landwirtschaftlichen Versuchsstation der Provinz sein besonderes Institut hatte, zu nennen. In seinen letzten Jahren war „Vater Kühn" der allverehrte Lehrer zweier Generationen von Landwirten, zu ihm pilgerten Amerikaner, Russen, Bulgaren, Ungarn, Skandinavier. Mit über 300 Zuhörern, freilich der größten landwirtschaftlichen Hörerzahl an irgendeiner Universität, war das Institut eine Fakultät für sich, wie seine in zwei großen Gruppen (in der Stadt und Versuchsfeld) zusammenliegenden Anstalten ein Reich für sich geworden waren. Kühns 70. und 80. Geburtstag, das 25jährige Jubi-

läum des Instituts, sein 50jähriges Doktorjubiläum waren kleine Völkerfeste. Auch in mannigfachen Stiftungen äußerte sich die Dankbarkeit seiner Schüler, so in der von ihnen bestrittenen Aufstellung eines großen geologischen Profils im Versuchsgarten. 1903 wurde Kühn der Charakter eines Wirklichen Geheimen Rats mit dem Prädikat Exzellenz verliehen. Nach seinem Ableben wurde das

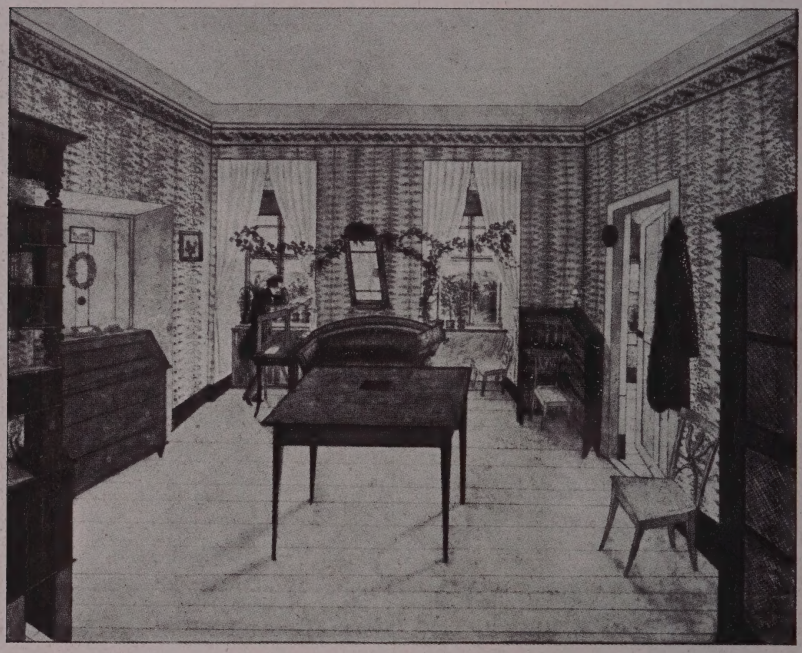

Abb. 21. Studentenbude im Anfang des 19. Jahrhunderts.
Orig. Städtisches Museum Halle. Zu S. 104. (Phot. Kirstein & Co., Leipzig.)

Institut in den Jahren 1911/14 einer neuzeitlichen Umgestaltung unterworfen, welche nach dem Kriege ihrer Vollendung entgegengehen soll. Gelegentlich der Festfeier des 50jährigen Bestehens des landwirtschaftlichen Instituts (1914) wurde bereits das neue Tierzuchtinstitut eröffnet. Zum Andenken an Kühn hat sein Nachfolger der wissenschaftlichen Zeitschrift, die das Institut herausgibt, den Namen „Kühn-Archiv" beigelegt.

Zu den bisherigen Lektoraten in der philosophischen Fakultät waren gegen Ende des 18. Jahrhunderts zwei neue Fächer hinzugekommen: die Musik und das Zeichnen. Mit jener hatte die Hochschule besonderes Glück, wie ein Blick auf die stolze Reihe der Universi-

tätsmusikdirektoren zeigt: Daniel Gottlob Türk, der eine fünfmal erschienene „Anweisung zum Generalbaßspielen" herausgab, der treffliche Dirigent Johann Friedrich Naue, der gefeierte Liederkomponist Robert Franz und der als Lehrer und Chordirigent wie auch als virtuoser Beherrscher von Orgel und Klavier geschätzte Otto Reubke, ein Schüler Franz Liszts.

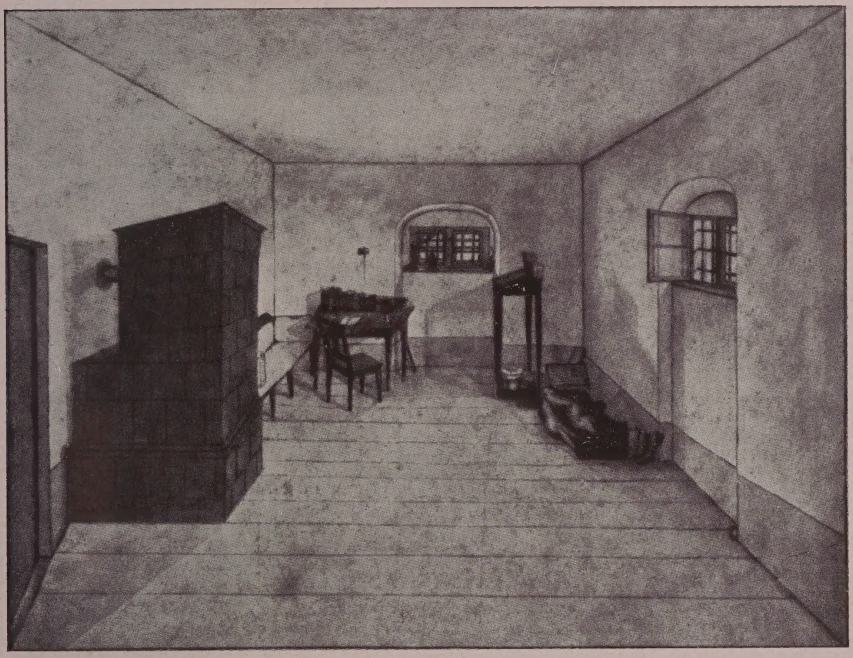

Abb. 22. Universitätskarzer im Anfang des 19. Jahrhunderts.
Orig. Städtisches Museum Halle. Zu S. 104. (Phot. Kirstein & Co., Leipzig.)

Professorenleben im 19. Jahrhundert in Halle

Hatten sich vor den Napoleonischen Kriegen die wissenschaftlichen Richtungen untereinander befehdet, und hatten diese Kämpfe neben einer endlosen Flut von Streitschriften manch widrige, persönliche Schmähsucht gezeitigt, so war im neugeordneten Europa mit dem Erstarken des Bürgertums die Verschiedenheit der politischen Ziele neben den einerseits um Hegel und anderseits um die kirchliche Orthodoxie noch entbrennenden Fehden in den Vordergrund getreten, damit die politische Flugschrift und das persönliche Mißtrauen und der gegenseitige Zusammenschluß von Gleichgesinnten im Verkehr. Ein Zeichen der Zeit war die Wandlung der von

Arnold Ruge herausgegebenen „Hallischen Jahrbücher". Anfangs wurde Wissenschaft und Kunst vom Standpunkte der neueren Entwicklung des Hegelschen Systems aus kritisch beleuchtet. Schließlich wurde im Namen der Autonomie des Geistes staatlicher Liberalismus gefordert und sogar revolutionären französischen Ideen beigepflichtet. Kämpfe zwischen den Professoren und der Regierung waren an der Tagesordnung. Seitdem nun aber durch die Be-

Abb. 23. Gasthof zum goldenen Pflug, auf dem Alten Markt (Burschenschaft Alemannia auf dem Pflug). Zu S. 104. (Phot. W. Warstat.)

gründung des neuen Reichs im Jahre 1871 der politische Zündstoff zum größten Teil geschwunden war, trat andererseits eine sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt progressiv steigernde Spezialisierung der Wissenschaften ein, die es dem einzelnen unmöglich machte, dem Nachbar auf seinem Gebiete nur annähernd zu folgen und ihn zu beurteilen. Zugleich damit war aber auch die Anerkennung verschiedener Forschungsmethoden notwendig. Sehr viel Anlaß zur Mißachtung und Geringschätzung fiel also weg, und eine allge-

meine, gegenseitige Achtung war die Folge. Die Geselligkeit wurde umfassender und die Verkehrsformen ohne Unterschied verbindlicher. Äußerlich drückte sich das in der 1883 erfolgten Vereinigung der Hochschullehrer zum sog. Professorium aus.
Häuser, in denen hervorragende Professoren des 19. Jahrhunderts wohnten, sind das Riesenhaus am Großen Berlin, das der jüngere

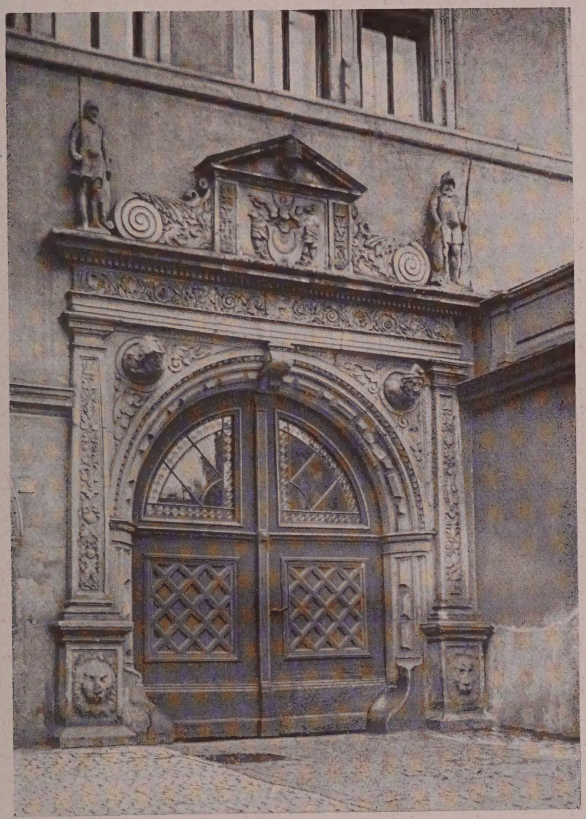

Abb. 24. Portal der Wage. Zu S. 112. (Phot. W. Warstat.)

Meckel von seinem Vater her besaß, das Haus Friedrichstraße 10, welches Julius Müller gehörte (Abb. 20), das Hauptgebäude des Landwirtschaftlichen Instituts, worin Kühn fast die ganze Zeit seiner Dozententätigkeit über lebte, Alte Promenade 28 und 29, jenes Joh. Ed. Erdmanns, dieses Theodor Webers Heim, und Wilhelmstraße 9, Richard von Volkmanns im Stil an Italien, das Land seiner Sehnsucht, gemahnendes Wohnhaus. Was nützt es

uns, zu wissen, daß Tholuck Mittelstraße 10 und Beyschlag Am Kirchtor 9 wohnte; Neubauten haben längst die alten Zeugen stillen Forschens und geistvollen Zwiegesprächs verdrängt.

Studentenleben im 19. Jahrhundert in Halle

Die Studentenschaft (Abb. 21) bewegte sich im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts auch in Halle in den Bahnen der Burschenschaft (Abb. 23), gleichwie an allen deutschen Universitäten. Wenn es auch an unserer Hochschule nicht zu gröberen Ausschreitungen kam, so fachte doch die Nähe Jenas, des Hauptes der Bewegung, die Erregung der Geister immer von neuem an. Wir haben oben gesehen, wie besondere, neue Beamte zu der Unterdrückung all dieser Regungen bestellt wurden. Daß mit solcher Strenge nur Scheinsiege erfochten wurden, ist zu verstehen, und so kam es schon am 7. Februar 1822 zu jenem berühmten „Auszug der Kinder Israel aus Halle" nach — der Broyhanschenke bei Ammendorf (Abb. 25), das heißt, selbst die tiefsten Gegensätze zwischen den Verbindungen wurden überbrückt und die Studentenschaft gegen die Unterdrücker geeint. Auch bildeten sich nun überall Geheimbünde, die untereinander Fühlung hatten. 1824 wurde allen Studenten das Tragen eines Baretts oder einer Mütze mit burschenschaftlichen Farben, des altdeutschen Rocks, langen Haares und jeglicher Art von Bart bei Strafe untersagt. Selbst die Ferien wurden verlegt und gekürzt, damit die Studenten der verschiedenen Universitäten nicht so leicht zusammenkommen konnten. Die Untersuchungen, Verhaftungen, Verurteilungen zu mehr oder weniger langen Freiheitsstrafen und Relegation wollten kein Ende nehmen (Abb. 22). Als aber in den 40er Jahren die Männer für ihre politischen Ideale mit der Tat eintraten, hielt sich die Jugend, besonders der Hochschulen, auffallend zurück, was ihr den klassisch geformten Dank ihres Königs: „Robora virorum nutabant, stabat juventus", eintrug[1]). Die Korps (Abb. 26) und Landsmannschaften waren zwar auch streng verboten, wurden aber, wenn sie nicht gar zu sehr hervortraten, wohlwollend übersehen. Die meisten der späteren studentischen Vereinigungen haben andere Ziele. Der patriotische Grundton ist allen gemeinsam, etwas Selbstverständliches. Während nun die einen sich zur Pflege konfessioneller Eigenart zusammenschließen, pflegen andere bestimmte Wissenschaften, andere

[1]) Unterschrift des Bildnisses Friedrich Wilhelms IV. in der hallischen Aula.

Leibesübungen oder Gesang, und suchen wieder andere dem Vaterlande durch Verbreitung gewisser Ideen zu nützen. Die Sitten der Studenten waren auch im 19. Jahrhundert oft noch von einer gewissen Rauheit. Ihr Parteiergreifen gegen Tholuck drohte zu Tätlichkeiten zu führen, und der jüngere Schütz mußte seine Vorlesungen wegen Ausgelassenheit der Studenten einstellen.

Was die Fakultätszugehörigkeit der Studenten anbelangt, so überwogen seit der Vereinigung der beiden Universitäten die Theologen um ein bedeutendes, mehr als im vorigen Jahrhundert, — Wittenbergs historische Sendung war auf Halle übergegangen. Dagegen

Abb. 25. Broyhanschenke. Zu S. 104. (Phot. W. Warstat.)

ist das beträchtliche Zurückbleiben der Juristen gegenüber der Stellung, die sie während des vorigen Jahrhunderts einnahmen, auffällig. Seit 1835 wurden sie wiederholt auf längere oder kürzere Zeit an Zahl von den Medizinern übertroffen, seit 1858 gemeinsam mit diesen auch von den Philosophen, die von 1868—1884 sogar die Theologen zahlenmäßig schlugen. Mit dem W.-S. 1893/94 hat es aber jene einige Semester zuvor einsetzende, allgemeine Zunahme des juristischen Studiums schon zuwege gebracht, daß die Mediziner wieder — bis heute — hinter die Juristen zurücktreten. Mit dem Wintersemester 1895/96 setzten sich endgültig die Philosophen

an die Spitze aller Fakultäten. Ja, die Theologen begannen jetzt dermaßen abzunehmen, daß sie bereits im S.-S. 1899 den Juristen die zweite Stelle überließen und nur noch die dritte Stelle behaupteten. Im W.-S. 1909/10 glitten die Theologen an die letzte Stelle hinab. Doch bald nahm das theologische Studium wieder zu, und schon S.-S. 1912 überflügelten die Theologen die Mediziner und S.-S. 1914 auch wieder die Juristen. Das Übergewicht der Philosophen ist immer erdrückender geworden, S.-S. 1912 1507 von 2771 Gesamtzahl der Studierenden. Verglichen mit dem Verhältnis der Gesamtfrequenzen der betr. Fakultäten in ganz Deutschland zueinander ist für Halle die fast ständig hohe Zahl an Theologen charakteristisch — besonders in der Zeit von 1840—68 und um 1890, in welch letzterer Zeit sich das allgemeine Maximum an Medizinern in Halle gar nicht bemerkbar macht. Umgekehrt ist beachtenswert, daß hier schon seit 1835 die Mediziner mit den Juristen rivalisieren, während dies im Gesamtbild Deutschlands erst seit 1870 der Fall ist.

In den letzten zwanzig Jahren hat aber das Bild der Studentenschaft auch in Halle gegen alle früheren Zeiten einen wesentlich anderen Anstrich durch Beteiligung der Weiblichkeit bekommen. Waren im Mittelalter Lehrer und Hörer durchweg ehelos lebende Männer und Jünglinge, so haben wir gesehen, wie in Wittenberg die Lehrer ein eheliches Leben zu führen begannen; doch das akademische Treiben blieb noch Jahrhunderte hindurch auf die Männerwelt beschränkt. Und nun treten uns in Halle im S.-S. 1898 unter 103 Hospitanten zum erstenmal 6 Damen entgegen, im W.-S. 1901/2 sind es schon 92, und im W.-S. 1908/9 werden die ersten Studentinnen gar schon rite immatrikuliert. Allein man war in früheren Zeiten nicht schlechthin abweisend gegen das andere Geschlecht, wenn es entsprechende Befähigungen und Kenntnisse aufweisen konnte. Man betrachtete den Fall wohlwollend als Kuriosum, wie ja die in Halle 1754 zum Doktor der Medizin promovierte Frau Erxleben, die erste derartige Promotion auf einer deutschen Universität, zeigt. Der zeitgenössische Historiograph der Alma mater Johann Christian Förster sagt: „Es ist zwar etwas seltenes, — aber auch eben nicht zu wünschen, daß es öfterer geschehe, — daß ein Frauenzimmer promoviert wird." Die nächste deutsche Ärztin wurde wieder in Halle, aber 147 Jahre später approbiert. Der Appell der Frau Erxleben aus ihrer Mädchenzeit: „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studium

abhalten, darin deren Unerheblichkeit gezeiget, und wie möglich, nöthig und nützlich es sey, daß dieses Geschlecht der Gelahrtheit sich befleiße," war also für lange Zeit ungehört verhallt.
Beide, Studenten und Studentinnen, schätzen nun an Halle die Anregungen und die Zwanglosigkeit der großen Stadt, ohne daß doch hier wie an den eigentlichen Großstadtuniversitäten der auf persönlichem Bekanntsein und gegenseitiger Anteilnahme beruhende

Abb. 20. Weinberg. Altes Pauklokal des S.-C. und Erkneipe. Zu S. 104. (Phot. W. Warstat.)

Zusammenhang zwischen Lehrern und Hörern zu bestehen aufgehört hätte: der Vorzug der mittelgroßen Hochschule.

Jubelfeste im 19. und 20. Jahrhundert

Bei den vor allem im 3. und 4. Jahrzehnt des Jahrhunderts häufigen Besuchen von Mitgliedern des Herrscherhauses und ähnlichen Gelegenheiten, so auch bei dem Regierungsjubiläum des Königs 1822, wurde in der Studentenschaft eine besondere Festkleidung vereinbart. Später hatten, abgesehen von Mütze und Band, nur die Chargierten eine auszeichnende Tracht. In der Folgezeit fand nun die Universität auch eigene Jubelfeste zu feiern Anlaß,

und nimmt man den jährlichen Rektorwechsel, Königs Geburtstag und die persönlichen Ehrentage einzelner Professoren hinzu, so bot sich der Studentenschaft reichlich Gelegenheit, sich im farbenprächtigen Wichs und Fahnenwald zu zeigen. Im Jahre 1867 wurde die Fünfzigjahrfeier der Vereinigung mit Wittenberg, 1894 das eigene 200jährige Jubiläum begangen. Beidemal waltete Beyschlag mit Würde und geistesmächtig des Rektoramtes. Zu letzterer Feier waren Vertreter der Universitäten aller Erdteile in Halle anwesend, und die Stadt gab ein großes Fest auf der Peißnitz mit einem riesigen Feuerwerk und Beleuchtung der felsigen und romantischen Saalufer am Schluß. Der im Jahre darauf zum ersten Male zustande gekommene sog. Allgemeine Studentenausschuß ging oft in die Brüche, wie es bei der Einseitigkeit und Ungestümheit jugendlicher Ansichten leicht erklärlich ist. Dann folgten 1902 die 400jährige Gedenkfeier der Gründung der Universität Wittenberg in wesentlich kleinerem Umfange, 1905 die Feier von Schillers Todestag, 1913 das 25jährige Regierungsjubiläum Seiner Majestät des Königs. In demselben Jahre begegnen wir der Feier des 50jährigen Bestehens des landwirtschaftlichen Instituts, und 1917 endlich jährte sich zum 100. Male der Tag der Vereinigung von Halle und Wittenberg. Bemerkenswert ist, daß Halles Universität niemals auch nur auf kürzeste Zeit verlegt worden ist.

Stiftungen

Hatte am Ende des 18. Jahrhunderts gesagt werden müssen, daß Halle an Benefizien privater Stiftung weit hinter Wittenberg zurückstehe, so änderte sich das mit dem 19. Jahrhundert bedeutend zu Halles Gunsten. Zumal in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts konnte es stolz auf die Munifizenz der Stifter sein, unter denen sich besonders begüterte Angehörige der Hochschule rühmlich hervortaten. Eingehend verdienen die drei theologischen Konvikte beschrieben zu werden.

A. Das Schlesische Konvikt

Der Graf Karl Philipp von Harrach stiftete unterm 1. März 1869 ein Konvikt für Studierende der evangelischen Theologie, welche auf hiesiger Universität dem Studium obliegen. Der Zweck ist, der evangelischen Kirche der Provinz Schlesien tüchtige Geistliche vorzubilden, soweit dies innerhalb des akademischen Bildungskreises möglich ist. Aufzunehmen sind zunächst Studierende, welche aus

der Provinz Schlesien stammen, bzw. in derselben zur Zeit ihre Heimat haben und sich für den Dienst der dortigen Kirche bestimmen. Es bestehen 12 Stellen, von denen 9 an Schlesier verliehen werden müssen, 3 aber auch an ausgezeichnete Studierende anderer Herkunft vergeben werden können. Ferner sind noch 2 Stellen für zahlende Pensionäre vorhanden.
Als innere Erfordernisse gelten: ausreichende Begabung zu theologischer Arbeit und sittliche Erprobtheit.
Die Anstalt bietet:
1. Station oder Wohnung (und zwar jedem ein gesondertes Schlaf- und ein Arbeitszimmer), Heizung, Beleuchtung und gemeinsame Mahlzeiten gegen einen Semesterbeitrag von 60 Mark.
2. Benutzung der vorhandenen Bildungsmittel. Jeder Konviktuale ist verpflichtet, sich unbedingt der Hausordnung zu unterwerfen und die ihm zugewiesenen Arbeiten zu leisten.
Dem Ephorus — zur Zeit Prof. Lütgert — in Gemeinschaft mit dem jedesmaligen Inspektor steht die Auswahl der Konviktualen zu. Aufnahmegesuche sind an den Inspektor zu richten.

B. Das Tholucksche Konvikt

Der obengenannte Prof. Tholuck und seine Gattin gründeten ebenfalls ein Konvikt für im allgemeinen dieselben Zwecke. Es ist aber für Studierende der evangelischen Theologie unter Befreiung von jeder nationalen und jeder anderen konfessionellen Beschränkung als der der Zugehörigkeit zu einer der evangelischen Kirchen bestimmt.
Zur Zeit bietet die Anstalt für 12 Konviktualen unter den gleichen Bedingungen dasselbe wie das Schlesische Konvikt, mit Ausnahme des Mittagessens. Außerdem nimmt sie 2 zahlende Pensionäre auf. Über die Aufnahme gilt dasselbe wie oben.

C. Das Reformierte Konvikt

Es wurde in Erinnerung an ehemalige theologische Lehranstalten in der Domgemeinde im Jahre 1890 von den damaligen drei Dompredigern Goebel, Albertz und Beelitz ins Leben gerufen, mit der doppelten Absicht, theologischen Studenten reformierten Bekenntnisses innerlich und äußerlich eine Heimat und zugleich Anregung und Hilfe zum Studium reformierter Kirchengeschichte und Dogmatik zu bieten. So will das Konvikt an seinem Teile mithelfen, daß die späteren Pastoren reformierter Gemeinden nicht ohne eine

gründliche Kenntnis ihrer geschichtlichen Eigenart in das Amt eintreten. Es ist seit 1912 in einem der Domgemeinde gehörigen, stattlichen Neubau untergebracht, der zur Aufnahme von 12 Studierenden Raum gewährt.
Gegen einen Semesterbeitrag von 60 Mark erhält jeder Konviktuale Wohnung (in der Regel je ein Wohn- und Schlafzimmer), Heizung, Beleuchtung und Frühstück. Für den gemeinsamen Mittagstisch wird den Bedürftigen je eine Stelle des reformierten Freitisches verliehen, zweimal in der Woche allen Konviktualen auch ein gemeinsamer Abendtisch geboten.
Bewerbungen sind möglichst bis zum 15. Februar und 15. Juli an das Kuratorium des Reformierten Konvikts, z. H. des Geh. Konsistorialrates Josephson, Domplatz 3, zu richten.

Auch in Halle ist ein Ortsausschuß des Akademischen Hilfsbundes in Berlin eingesetzt worden, und zwar am 19. Januar 1916 in der Aula der Universität bei Anwesenheit des damaligen Oberpräsidenten Dr. von Hegel. Zum Vorsitzenden desselben wurde der damalige Rektor Prof. Kern gewählt, in dessen Händen die Leitung bis zu seiner Auflösung, die etwa im sechsten Jahre nach dem Kriege erfolgen wird, auch weiter liegt. Unser Ortsausschuß hat schon vielfach segensreich wirken können und dehnt seine Wirksamkeit außer über den Saalkreis über die Kreise Bitterfeld und Merseburg und über Anhalt aus. Viele Dozenten und Studenten, vor allem aber viele alte Akademiker und auch mancher Nichtakademiker sind sofort Mitglieder geworden. Große Stiftungen sind dem Ortsausschuß von vielen Seiten gemacht worden. Hervorgehoben sei, daß von hier aus zwei Hallische Zimmer in der „Helmstedter Burse" und ein Hallisches Zimmer im Blindenheim zu Marburg gestiftet werden konnten. Auch das Bibliothekszimmer des erwähnten Helmstedter Genesungsheims ist die reiche, hochherzige Stiftung einer hallischen Dame, nach deren in Flandern gefallenem Sohne es seinen Namen trägt. Der Vorsitzende des Hallischen Ortsausschusses ist Mitglied des engeren Verwaltungsrats in Helmstedt und mit der Organisation des Vortragswesens[1]) und der Bibliothek betraut worden. Wir hoffen, daß viele kriegsbeschädigte hallische Studenten dereinst in der so anmutig gelegenen alten Universitätsstadt Genesung und neue Kräfte

[1]) „Helmstedter akademische Reden" (Furche-Verlag, Berlin). Bisher liegt Heft 1: „Vom griechischen und vom deutschen Studenten" von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Kern vor.

zur Vollendung des unterbrochenen Studiums empfangen werden. Gesuche sind an den Vorsitzenden durch das Universitätssekretariat zu richten.

In der letzten Zeit hat sich ein kleiner Kreis bewährter Gönner der Universität herausgebildet, dem auch die Förderung der akademischen Einrichtungen, Sammlungen usw. gedankt wird. Um nun eine regere Wechselbeziehung der Hochschule mit ihren Freunden in der Provinz und im Anhaltischen in die Wege zu leiten, ist dann schließlich im Jahre 1917 die „Akademische Vereinigung Halle-Wittenberg" gegründet, der eine Stiftung zur Ausgestaltung des

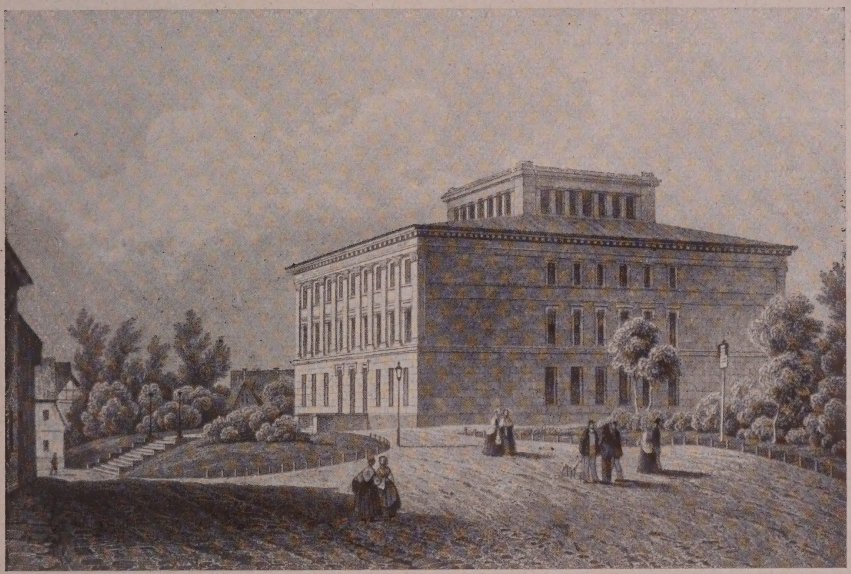

Abb. 27. Universitätshauptgebäude. Aus: [Hasemann] Halle in Vorzeit und Gegenwart. Halle 1851. Zu S. 112. (Phot. Kirstein & Co., Leipzig.)

staatswissenschaftlichen Seminars und der „Hallesche Verband für die Erforschung der mitteldeutschen Bodenschätze und ihre Verwertung" zur Seite trat.

Das Jahr 1918 brachte die Eröffnung des Studentinnenheims und der Akademischen Speiseanstalt. Diese ist von einer Vereinigung von Dozenten, der reiche Mittel zur Verfügung stehen (besonders zu erwähnen ist eine ansehnliche laufende Beihilfe der Stadt und der Provinz), unmittelbar neben dem Universitätsgebäude und den Seminaren eingerichtet worden, um die unter den jetzigen Verhältnissen obwaltende Sorge, einen preiswerten Mittags- und

Abendtisch zu finden, zu beheben. In dem betreffenden Hause, das der Vereinigung gehört und „Hallische Burse zur Tulpe" genannt ist, stehen außerdem Säle und Zimmer verschiedener Größe für alle möglichen studentischen Zwecke zur Verfügung.

Die Institute und Gebäude der Universität

Die Gebäude und Sammlungen der Universität konnten naturgemäß in den ersten Jahrzehnten des Wiederaufstiegs Preußens nicht mit freigebiger Hand gefördert werden, trotzdem der Stand der Wissenschaften bedeutend mehr davon erforderte, als im vergangenen Jahrhundert. Zuerst wurde ein Haus für die Unterbringung des physikalischen und chemischen Unterrichts erworben. Dann wurde dem größten Übelstande, der Zerstreutheit der Auditorien in Bürgerhäusern, abgeholfen, indem in den Jahren 1832—34 das heutige Universitätshauptgebäude (Abb. 27, 28) errichtet wurde[1]). Die beiden ursprünglich geplanten großen Seitenflügel sind aber leider nie ausgeführt worden, weil die dafür angesetzte Geldsumme von den unerwartet schwierigen Fundamentierungsarbeiten des Mittelbaus verschlungen wurde. Der Bauplatz hat seine Geschichte: ehemals stand hier das Barfüßerkloster, dessen Mauern später das Lutherische Städtische Gymnasium beherbergten. Die Kirche, die seit der Gründung der Hochschule dem Universitätsgottesdienst gastfrei mit zur Verfügung gestellt worden war, wurde nach der Aufhebung des Gymnasiums zu einem Theater umgebaut. Hier haben während der Saison des Reilschen Bades die Mitglieder des Weimarischen Hoftheaters, die dem hallischen Publikum, zumal den Studenten schon von Lauchstedt her bekannt waren, mit großem pekuniären Erfolg gespielt. Mit dem Einzug in das neue Gebäude sagte die Hochschule der altehrwürdigen Wage (Abb. 24) Valet. Im Neubau bekam sie außer Hörsälen von verschiedener Größe eine hohe, schöne Aula und Geschäfts- und Sitzungszimmer. Hierauf ging man an die Sorge für die Kliniken (med. und chir.), und so wurde endlich 1842 ein neues Gebäude dafür nördlich vom Dom errichtet. Wenige Jahre vorher hatte das anatomische Institut durch den Erwerb der berühmten Meckelschen Sammlung menschlicher und tierischer Mißbildungen eine wertvolle Bereiche-

[1]) Eine Zeitlang trug man sich mit dem Plane, die Moritzburg für die Universität auszubauen. Wir besitzen noch dementsprechende Pläne von Schinkels Hand. Vgl. Wilhelm Waetzoldt: Der Universitätsbau zu Halle und Friedrich Schinkel. Breslau 1913.

rung erfahren. In dem zuletzt genannten Jahr ist auch das archäologische Museum gegründet worden. Das schon 1839 geschaffene mathematisch-naturwissenschaftliche Seminar (neben dem in Königsberg das frühste, derartige Seminar an deutschen Universitäten) erfuhr natürlich mit der Zeit eine vollkommene Umgestaltung, indem aus den einzelnen Abteilungen selbständige, große Institute wurden. So wurde bereits 1862/63 für die Chemie ein nach damaligen Begriffen gut zureichendes Gebäude aufgeführt, das aber 30 Jahre später noch bedeutend erweitert wurde. Das nächste Seminar ist das der Rechtswissenschaft, das 1854 ins Leben trat.
Im Jahre 1862 wurde im Anschluß an eine Bücherspende der

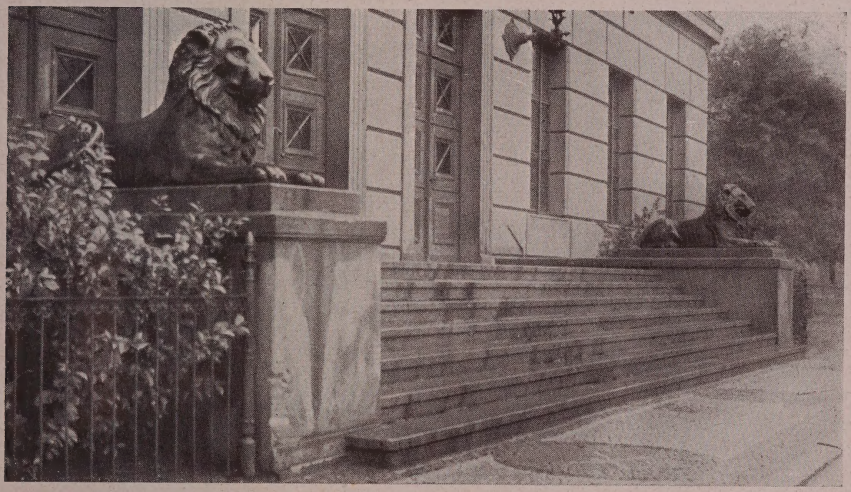

Abb. 28. Die Löwen am Portale der Universität waren vor 1808 am Marktbrunnen (Heine). (Phot. W. Warstat.)

Verlagsbuchhandlung Ferd. Hirt in Breslau eine Handbibliothek für Studierende eingerichtet, die zur Entlastung der großen Bibliothek wesentlich beiträgt. Die Verlagsbuchhandlung Friedr. Andr. Perthes in Gotha bedachte sie 1867 auch ihrerseits mit einer reichen Zuwendung. Die Handbibliothek enthält neben Werken streng wissenschaftlicher Richtung auch solche, die der Erweiterung der allgemeinen Bildung dienen. Sie befindet sich im Sockelgeschoß des Melanchthonianums, Zimmer 2. Vorsteher ist Prof. Dr. Kern. Seit 1874 bestand der Universitätslesеverein, der eine große Anzahl von Büchern, Zeitschriften und Zeitungen seinen Mitgliedern, d. h. Dozenten und Studenten, jenen durch häuslichen Umlauf, diesen

durch Auslegen in einigen Zimmern des Verwaltungsgebäudes, zugänglich machte. An die Stelle der letzteren Einrichtung trat dann 1912 die „Akademische Lesehalle". Nachdem die Lesehalle unter studentischer Leitung einige Jahre in der Barfüßerstraße ihr Dasein gefristet hatte, ist sie im März 1915 auf völlig neuer Grundlage errichtet worden. Sie befindet sich mitten auf dem Markte im wahrsten Sinne des Wortes, in den von der Stadt überlassenen und geschmackvoll ausgestatteten Räumen des Roten Turms. Der vom Senat gewählte Vorstand, dem die Leitung obliegt, besteht aus dem Rektor, je einem Mitgliede der theologischen, rechts- und staatswissenschaftlichen und medizinischen Fakultät und aus zwei Mitgliedern der philosophischen Fakultät. Außerdem gehören ihm der Oberbürgermeister Dr. Dr. Rive an und zwei vom Studentenausschusse in jedem Semester zu wählende Studenten. Während des Krieges ist es überaus schwer, den Betrieb aufrechtzuerhalten, und auch sehr berechtigten Wünschen der Anschaffung von Zeitungen und Zeitschriften kann erst nach dem Kriege entsprochen werden. Immerhin erfüllt die Lesehalle schon jetzt ihren Zweck, denn sie wird von Studenten und Dozenten viel benutzt. Dankbar ist zu erwähnen, daß der Herzoglich Anhaltische Staatsminister Dr. Dr. von Laue ihr zum Universitätsjubiläum am 21. Juni 1917 eine sehr namhafte Zuwendung gemacht hat, die die Anschaffung von neuen Zeitschriften ermöglicht. Den Grund zu einer kleinen Handbibliothek hat in demselben Jahr ein Geschenk der Stadt Halle gelegt. Auch alte Akademiker der Stadt haben Zutritt zur Lesehalle. Geschäftsführer ist Prof. Dr. O. Kern, der zusammen mit einem Vertreter der Studentenschaft die laufenden Geschäfte erledigt.

Mitte der siebziger Jahre wurde eine Reihe Seminare gegründet, so 1875 für die Staatswissenschaften, 1875 für die deutsche[1]), englische und romanische (dieses trat aber erst 1877 ins Leben) Philologie und die Geschichte (zugleich Anlegung des paläographisch-diplomatischen Apparates). Dann folgte 1885 das geographische Seminar, 1889 das Seminar für Strafrecht, 1890 die christlich-archäologische und die psychophysische Sammlung und 1896 das missionswissenschaftliche Seminar. 1900 wurde das Laboratorium für angewandte Chemie, 1904 das für Nahrungsmittelchemie, 1910 das philosophische Seminar und 1911 das Genossenschaftsseminar

[1]) Eine Ergänzung dazu bietet der 1888 von Eduard Sievers angeregte „Deutsche Abend".

errichtet[1]). Endlich wurde 1913 ein musikwissenschaftliches Seminar und 1914/15 ein provisorisches Laboratorium für reine und angewandte Physik ins Leben gerufen. Seit 1916 besteht die Kommission für die Ausgestaltung der Auslandstudien. Schon seit mehreren Jahren erfreuten sich die Kolonialwissenschaften in Halle besonderer Pflege und wurden dahingehende Vorlesungen im Vorlesungsverzeichnis zu einer Gruppe vereinigt. Bereits vor zwei Jahren lautete die Überschrift dieser Gruppe „Kolonial- und Auslandswissenschaften", und es wurden darunter auf die Kolonien

Abb. 29. Fechtsaal in der Moritzburg. Zu S. 117. (Phot. W. Warstat.)

und das staatswissenschaftliche Verstehen der Gegenwart bezügliche Kollegien angekündigt.

Doch kehren wir zu den Gebäuden der Hochschule zurück. Nachdem der Milliardensegen Frankreichs ins Land geflossen und dieses sich beinahe in Überstürzung zu einem große Teile des Weltmarktes beherrschenden Industriestaate umgestaltet hatte, kam die Zeit der

[1]) Im Jahre 1912 wurde auch ein pädagogisches Seminar wieder eröffnet. Das alte pädagogische Seminar war, wie wir sahen, 1765 von Semler als Abteilung des theologischen Seminars eingerichtet worden, 1884 aber war es nach Magdeburg verlegt worden.

monumentalen Universitätsbauten auch für Halle. Zunächst galt es, im Hauptgebäude mehr Räume für Hörsäle freizubekommen, und deshalb wurde in den Jahren 1872/74 das noch heute seinem Zweck dienende, besondere Verwaltungsgebäude jenem gegenüber errichtet. Dann kamen die vollständig unzureichenden medizinischen Anstalten an die Reihe. Hier wurde sehr großzügig vorgegangen, indem eine 33 Morgen haltende, zusammenhängende Fläche erworben und nur für Neubauten im Dienste der Medizin bestimmt wurde. Für jeden Zweig der Medizin wurden nun, in der Hauptsache in den Jahren 1874 bis 1886, gesondert stehende Institutsgebäude errichtet, die aber von demselben zentral gelegenen Maschinenhause aus mit Heizung und warmem Wasser versehen und entlüftet werden. Auch ist die Verpflegungs- und Waschanstalt gemeinsam. In einer von diesem Komplex zehn Minuten entfernten, abseits vom Verkehr gelegenen Gegend wurde dann 1890/92 die mit den Gärten zehn Morgen umfassende Klinik für Geistes- und Nervenkrankheiten erbaut. In die durch diese Neuanlagen frei gewordenen, alten Räume zogen naturwissenschaftliche Institute ein. Die ehemalige Klinik nördlich vom Dom wurde für Zwecke des zoologischen Instituts umgebaut, während weitere große Teile der ehemaligen Residenz für das schon darin befindliche geologische und mineralogische Institut verfügbar wurden. Eine andere Bewegung in den Neubauten ging von der Verlegung der Bibliothek im Jahre 1882 aus. In vierjähriger Bauzeit war für dieses Institut ein für die damalige Zeit mustergültiger und in seinen Einrichtungen ganz neuartiger Bau entstanden. Ein Vorzug der Bibliothek besteht, außer in der reichen Ausstattung mit theologischen Werken, in dem im Lesesaal jedermann ohne weiteres zugänglichen zweiten Exemplar des alphabetischen Katalogs[1]). An der Stelle des alten Bibliotheksgebäudes konnte 1888/89 das stattliche und mit allen in Frage kommenden Vorrichtungen, Maschinen, Apparaten usw. gut ausgestattete physikalische Institut errichtet werden. Im Erdgeschoß des alten Bibliotheksgebäudes war aber nach Verlegung der Anatomie in die Residenz die Sammlung der Gipsabgüsse aufgestellt gewesen, die man nun behelfsweise in Räumen der benachbarten ehemaligen Reitbahn unterbringen mußte. Ende 1889 begann man mit dem Bau des heutigen archäologischen Museums. Die Mittel für diesen zuletzt genannten Bau waren größtenteils durch den Verkauf des

[1]) Eine „Kurze Geschichte der Universitätsbibliothek zu Halle" schrieb 1913 Wolfram Suchier.

Reitbahngrundstücks, das einst jener Berghornschen Ritterakademie, der Vorläuferin unserer Hochschule, gedient hatte (jetzt die Verlängerung der Alten Promenade nach dem Paradeplatz zu), bereitgestellt worden. Die hier bislang untergebrachten Turn- und Fechtsäle erhielten nunmehr in dem zweckmäßig ausgebauten Nordflügel der Moritzburgruine eine geräumige Stätte (Abb. 29). Gleichzeitig wurde die in dieser gelegene, noch ziemlich erhaltene Magdalenenkapelle (Abb. 30) würdig wiederhergestellt und zur Universitäts-

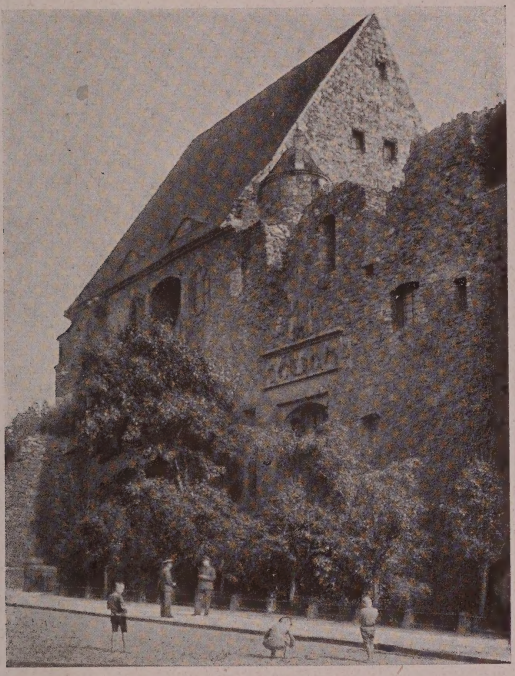

Abb. 30. Magdalenenkapelle in der Moritzburg.
(Phot. W. Warstat.)

kirche bestimmt. Hier sei noch erwähnt, daß die Universität seit 1909 einen schön gelegenen Freilichtturnplatz mit daneben befindlichem, großem Spielplatze auf der Ziegelwiese, in nächster Nähe (15 Minuten) der meisten Universitätsgebäude, besitzt. Die zwei Tennisplätze auf dem ersteren stehen unentgeltlich zur Verfügung, für die auf dem Spielplatz angelegten sechs Tennisplätze ist Beleggeld zu zahlen. Die Plätze sind reichlich mit den notwendigen Geräten versehen, auf dem Freilichtturnplatz (auch für die Luftbäder bestimmt) sind zwei Brausen vorhanden. Zum Spielplatz

gehört ein freundliches, Turnlehrer-, Wärter-, Umkleideräume usw. enthaltendes Gebäude. Nach diesen 20 Jahren regsten Schaffens (von 1872—92), die an 7 Millionen Mark verschlungen hatten, trat eine kurze Pause ein. Doch Wünsche waren immer noch vorhanden. Die dringlichsten betrafen die bessere Unterbringung der Seminare der Geisteswissenschaften. Diesem Zwecke wurde dann das in den Jahren 1900/02 erbaute, überaus geräumige Gebäude gewidmet. Es wurde der theologischen und der philosophischen Fakultät zugewiesen. Zur Erinnerung an Wittenbergs größte Zeit wurde es später Melanchthonianum genannt. Es schließt sich an die Südwestmauer des Verwaltungsgebäudes unmittelbar an. An die entgegengesetzte Seite desselben Gebäudes wurde 1910/11 ein zweites Seminargebäude angefügt, das Thomasianum, das mit seinem Namen auf Halles ruhmvollen Anfang hinweisen soll. Dieser Bau wurde der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät und den klassischen Philologen übergeben. Die Seminare liegen also nunmehr in nächster Nähe des Hauptgebäudes. In noch jüngere Zeit fallen dann Neubauten auf dem klinischen Terrain, wie 1912 der Säuglingspavillon und 1914/15 die Ohrenklinik.

II.
Halle und Umgebung

Hier haltet an! Ich sehe nah und näher
Die Turmgebäude vielgeliebter Stadt.

Goethe bei der Eröffnung des Theaters in Halle, 17. Juni 1814.

Als Halle im Mittelalter Stadt wurde, tobten die Slawenkämpfe und entfaltete sich die unaufhaltsame Kolonisation der Gebiete östlich von Saale und Elbe. Die einzige große mittelalterliche Verkehrsstraße, die Halle berührte, war die westöstliche, von Hessen am Südrande des Harzes entlang der Halle—Leipziger Tieflandbucht zustrebende Heer- und Handelsstraße. Sie setzte seit alters bei Halle über die Saale. In der späteren Zeit, wo sich die politischen Territorien konsolidiert hatten und wirtschaftliche Einheiten zu werden bestrebten, lag Halle als weit nach Süden vorgeschobene Exklave des Erzstifts Magdeburg äußerst ungünstig, und das blieb bis tief in die preußische Zeit hinein (bis 1815). Erst jetzt bekam es in dem aus vormals sächsischem Gebiet gebildeten Regierungsbezirk Merseburg ein größeres, gleichstaatliches Hinterland. Noch waren die Grenzen des Königreichs Sachsen nahe genug, aber in dem nun beginnenden Zeitalter der Eisenbahnen wurde das gerade Halles Vorteil, da die preußische Eisenbahnpolitik absichtlich alle überhaupt nur möglichen Linien über Halle führte und es gegenüber Leipzig wirksam begünstigte. Und im neuen Deutschen Reiche liegt Halle nicht mehr im Winkel eines Staates; es liegt in der Mitte. Die Westoststraße, obwohl sie als Halle—Kasseler und Halle—Sorau—Gubener Bahn weiterbesteht, ist seitdem allmählich in den Hintergrund getreten gegenüber der Nordsüd- (Magdeburg—München) und vor allem der Nordostsüdwestrichtung. In letzterer ist Halle ständiger Haltepunkt der Fernzüge Petersburg—Berlin—Frankfurt a. M.—Rom bzw. Berlin—Stuttgart und in Kombination mit der Nordsüdrichtung einiger Fernzüge Berlin—München. Mit Leipzig ist Halle in dichtester Zugfolge verbunden und hat somit auch guten Anschluß an das sächsische Eisenbahnnetz. Zu erwähnen ist noch, daß auch eine Linienführung Wien—Breslau—Amsterdam über Halle geht. In ungefähr derselben Zeit kann

man von hier den Rhein, die See, Oberschlesien oder den Fuß der Alpen erreichen. Die gleichmäßig gute Verbindung nach allen Himmelsrichtungen macht einem Halle so angenehm. Besonders wenn man von Halle kommend in anderen, ungünstiger gelegenen Orten eine Zeitlang gewohnt hat, sehnt man sich nach Halle wieder zurück.

Dieser große Vorzug Halles kommt für die Studierenden der Geographie und Geologie voll zur Geltung. Die verschiedenen Teile von Thüringen, der Harz, die Lausitz und das Erzgebirge bieten leicht erreichbare Ziele für äußerst abwechslungs- und lehrreiche wissenschaftliche Ausflüge. Für die Geologen im besondern kann das Studium der so genau durchforschten, klassischen Kartenblätter dieser Gebiete durch Anschauung an Ort und Stelle fruchtbar gemacht werden, während der Kyffhäuser, als Modell eines geologisch mannigfaltigen Gebirges, in der Pfingstwoche zur Übung im Aufnehmen geologischer Karten dient.

Ferner hat auch für die christliche Archäologie und für die neuere Kunstgeschichte die zentrale Lage Halles viele Vorteile, indem nach allen Seiten hin Orte des thüringisch-sächsischen Gebiets, die einst Pflegestätten der großen mittelalterlichen Baukunst und Plastik waren, bequem besucht werden können: Merseburg, Naumburg, Mühlhausen, Nordhausen, Eisleben, Frose, Quedlinburg, Gernrode, Hecklingen, Hamersleben, Halberstadt, Magdeburg, Goslar, Hildesheim u. a. m. Das Fehlen einer bedeutenden Sammlung älterer Gemälde in Halle wird für die Studierenden der Kunstwissenschaft bis zu einem gewissen Grade ersetzt durch die Nähe vorzüglicher Galerien in den Städten Leipzig, Dresden, Braunschweig, Kassel und Wörlitz.

In klimatischer Hinsicht ist Halle erstens dadurch ausgezeichnet, daß es im Winter und Sommer wärmer ist als viele gleichliegenden Orte Mitteldeutschlands. Das Jahresmittel der Temperatur ist 9^0 C, die jahreszeitlichen Mittel vom Frühjahr bis zum Winter sind $8{,}3^0$, $17{,}9^0$, $9{,}1^0$, $0{,}3^0$. Zweitens ist die vorherrschende Trockenheit und die große Häufigkeit des Sonnenscheins bemerkenswert. Die Niederschlagshöhe beträgt im Mittel 488 mm. Das Klima ist mithin sehr gesund und geistiger Arbeit förderlich. Auch sind die das jugendliche Gemüt leicht bedrückenden Nebel äußerst selten. Stürme treten kaum je heftig auf. Trotz der verhältnismäßigen Wärme des Winters besteht doch in vielen Jahren längere Zeit die Möglichkeit, Eissport zu treiben.

Wenden wir uns nun zur Lage Halles in der natürlichen Landschaft. Der Gebirgsbogen Harz, Eichsfeld, Thüringer Wald, Erzgebirge umschließt Thüringen und die Westhälfte des Meißner Landes, das beides nach Norden in Obersachsen übergeht. Alle Flüsse dieses Gebietes streben nach Halle hin, nur zwei bleiben in gewisser Entfernung und gehen gleichsam daran vorüber, Bode und Mulde. Und doch macht die Saale für Halle nicht so viel aus, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Im Mittelalter, in dem man der schlechten Landstraßen halber die Flüsse, wo man nur

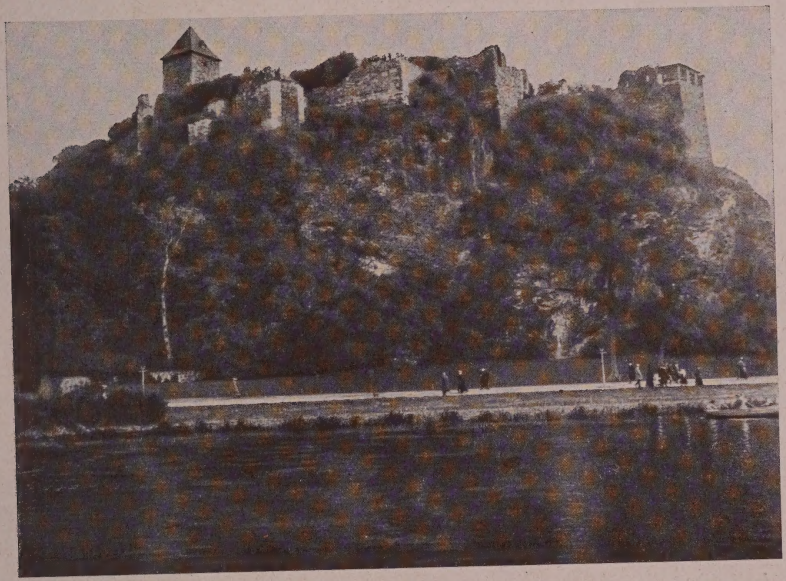

Abb. 31. Blick von Kramers Gartenwirtschaft über die Saale hinweg auf den Giebichenstein. Zu S. 136. (Phot. W. Warstat.)

konnte, zum Warentransport benutzte und auch auf der Saale vor allem das hallische Salz, dann aber auch Holz, Getreide und Steine verfrachtete, machte sich das starke Gefälle und die vielen Verzweigungen des Flusses hinderlich geltend. Diesem Übelstande wurde allmählich durch Regulierungen und Schleusenbauten (erst hölzerne, seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts steinerne) abgeholfen, doch nur aufwärts bis Halle. Erst 1823 konnten die Schleusen oberhalb dieser Stadt bis zur Einmündung der Unstrut dem Verkehr übergeben werden, worauf dann um 1850 die Regulierung des größten Nebenflusses der Saale folgte. Immerhin verursachen wiederum die vielen Schleusen großen Zeitverlust und manche Un-

bequemlichkeit. Die Elbe bedeutet für Wittenberg naturgemäß viel mehr. Dieses hat zufällig eine ähnliche Lage wie Halle; beide Städte liegen am rechten Ufer, kurz unterhalb der Stelle, an der sich wiederum von rechts ein ziemlich bedeutender, durch sumpfige Uferstrecken schwer passierbarer Nebenfluß — beidemal eine „Elster" — hinzugesellt hat. In früheren Jahrhunderten, als man sich noch von den Erzeugnissen der nächsten Umgebung nährte, kehren nun bei Ortsbeschreibungen stets die Nachrichten über meist natürlich billige Lebensmittel wieder. Aus der Zeit kann man wohl vernehmen, daß die Saale ein fischreich Gewässer, und daß der um Halle gebaute Weizen die Veranlassung einer regen Stärkefabrikation und diese wieder die Ursache zahlreicher gemästeten Schweine und der Überfluß an Schweinen schließlich der nächste Grund der vielbegehrten hallischen Wurstwaren war. Doch heutzutage hat der Verkehr alles umgestaltet und zum Teil einen gerechten Ausgleich bewirkt, zum Teil aber auch den Ursprungsländern ihre Erzeugnisse zum Schaden der eigenen Bewohner entführt. Hallische Wurst ist geschätzt — in Leipzig, und in Halle ißt man — Braunschweiger. Es hat also gar keinen Zweck, über billige oder teuere Lebensweise zu berichten. Wir wollen lieber die Natur der Umgebung Halles und ihre Erzeugnisse nur als ein Objekt des Erkennens und Studiums durchgehen, ohne zu fragen, ob unser leibliches Wohl dadurch gefördert wird.

Der Bodenbau der hallischen Gegend bietet mancherlei Abwechselung. Im Osten dehnt sich Flachland mit weiten Ebenheiten aus, im kleinen Maßstab an die Urstromtäler Norddeutschlands erinnernd. Nur hier und da bleibt der Blick an einer einsamen Felsenkuppe hängen. Nach den übrigen Himmelsrichtungen hin herrscht welliges Hügelland vor, das im Petersberg eine weithin sichtbare Krönung findet. An einigen Stellen, besonders im Nordwesten, kann man von Ansätzen zu Hochebenen reden. Im Westen senken sich vom Harz ausgehende Randerhebungen von annähernd 300 m Höhe zu den Talbecken der Mansfelder Seen (der seit 1893 trockene Boden des Salzigen Sees 81 m, der Wasserspiegel des Süßen Sees 94 m über Meereshöhe) herab. Dieses Hügelland wird von der Saale in einem durch wechselreichste Ufergestaltung ausgezeichneten Tale durchschnitten. Bald begleiten weite Auen den Fluß, bald dacht sich die Höhe ganz allmählich zur Tiefe ab, bald bespült die Welle den senkrecht aufsteigenden Fels. Haben wir oberhalb Halles eine Auenbreite von 2500 m, so beträgt diese dicht bei der

Stadt bedeutend weniger, indem sie hier auf kürzester Strecke zwischen 70 und 250 m wechselt; dann — den Fluß abwärtsgehend — springt sie, ebenfalls ganz unvermittelt, auf 1700 m, um alsbald auf 80 m zurückzugehen; dann in weiterer Entfernung bewegt sie sich zwischen 300, 1500 und 100 m. Eine solche Physiognomie eines Flußlaufs findet man sonst nur in eigentlichen Bergländern. Auch das Salzketal und eine Fülle kleiner, zum Teil heute trockener Tälchen sind nicht ohne Reiz. Aus der Meereshöhe der Saale bei Halle, 75 m, und den Meereshöhen der Hügel, 120—170 m, die wie gesagt der Petersberg mit seinen rund 250 m weit überragt, erhellt

Abb. 32. Großes Exlibris der Hauptbibliothek der Franckeschen Stiftungen. Zu S. 141.

das Ausmaß der Bodenerhebungen. Seitdem dieser Berg auf seinem Gipfel ein Kloster, von dem jetzt neben einigen Ruinen nur die wiederhergestellte, romanische Kirche übrig ist, trug, war er von allen Richtungen der Windrose aus, von Merseburg, Delitzsch, Bitterfeld, Dessau, Bernburg, dem Harzvorland, ja vom Brocken und auf der anderen Seite vom Apollensberg bei Wittenberg aus, leicht zu erkennen, so daß man die ganze Gegend mit „die Lande rund um den Petersberg" bezeichnen konnte.

Selbst in Anbetracht des wechselvollen Bodenbaus überrascht noch der Reichtum der geologischen Gliederung. In Halle treffen zwei große Mulden zusammen, die ältere, von Südwest nach Nord-

ost streichende Hallische Mulde und die jüngere, nordwest-südöstlich gerichtete Mansfelder Mulde. Diese besteht aus Sedimenten des Oberrotliegenden, des Zechsteins und der Trias, jene hauptsächlich aus Oberkarbon und Unterrotliegendem, welches in der Form von vulkanischen, d. h. von Ergußgesteinen, und zwar einem älteren und einem jüngeren Porphyr, auftritt. Unter beiden Mulden liegen in der Tiefe die abgetragenen Falten der Mitteldeutschen Alpen. An der Oberfläche ist daneben das Tertiär und das Diluvium in ausgedehntem Maße vertreten, während die Schichten vom oberen Muschelkalk bis zum ältesten Tertiär fehlen. Das Tertiär ist besonders durch die alttertiäre Grau- oder Bleicherdenrinde bemerkenswert, der wir die kaolinisierten Porphyre verdanken, und durch die Braunkohlenquarzite oder Knollensteine. Die Grundmoräne des mannigfaltig ausgebildeten Diluviums hat auf den Porphyrkuppen vielerorts schöne Gletscherschliffe erzeugt. Muschelkalk und Buntsandstein haben an mehreren Stellen Gelegenheit, steile Wände zu bilden. Auch ist das Oberkarbon und vor allem der Porphyr an den Saaleufern und in verschiedenen Seitentälchen zu Felsschroffen ausmodelliert. Die Hochflächen bedeckt meist Geschiebelehm, in einem Bezirk lockerer Sand, westlich der Saale auch staubfeiner Löß. Daß die Beschaffenheit der vielerlei Gesteine auf die Ausbildung der Täler variierend einwirkt, ist einleuchtend. Auch der Quellenreichtum des Gebietes hängt damit zusammen. Die Fülle von verschiedenartigen Aufschlüssen in verhältnismäßiger Nähe der Stadt ermöglicht es, daß der hier besonders gepflegte heimatkundliche Unterricht in der Geologie besser als an den meisten anderen Universitäten an der Hand von kurzen Ausflügen durchgeführt werden kann.

Der Reichhaltigkeit an Gesteinen gleicht die Reichhaltigkeit an Pflanzenarten in unserem Gebiete. Überall wird die Saale von kleinen Auewäldchen begleitet, die an einigen Orten, wie besonders auf der sog. Peißnitz unmittelbar an der Stadt, alte Eichen von sehr starkem Durchmesser enthalten. Die Sandgegend im Westen von Halle war früher wirkliche Heide mit kleinen Gruppen von Eiche, Birke und Kiefer, ist aber jetzt, soweit sie nicht dem Pflug unterworfen ist, aufgeforstet mit Kiefern und etwas Fichten, Birken und Eichen. Um den Petersberg herum hat sich noch ein hübsches Stück Eichenwald, mit Linde und Hainbuche untermischt, erhalten. In der Vorzeit haben dort große Laubwälder gestanden. Jetzt schont man Kiefern und Fichten an. Die träge

fließenden Bäche im Osten und Norden sind mit Erlen gesäumt, während die Steilhänge im Saaltal hier und da eine dichte Strauchvegetation zeigen. Sonst ist die Gegend, abgesehen von ein paar kleinen, isoliert liegenden Gehölzen, sehr waldarm. Dafür ist jedoch der gemischte Laubwald unserer Gegend sehr reich an allerlei Pflanzenarten. Einen noch größeren Artenreichtum weisen aber die sonnigen Hänge des Oberkarbons, des Porphyrs, des Zechsteins samt den Halden des zu ihm gehörigen Kupferschiefers, des Buntsandsteins, des Muschelkalks und der Löß- und Flugsand-

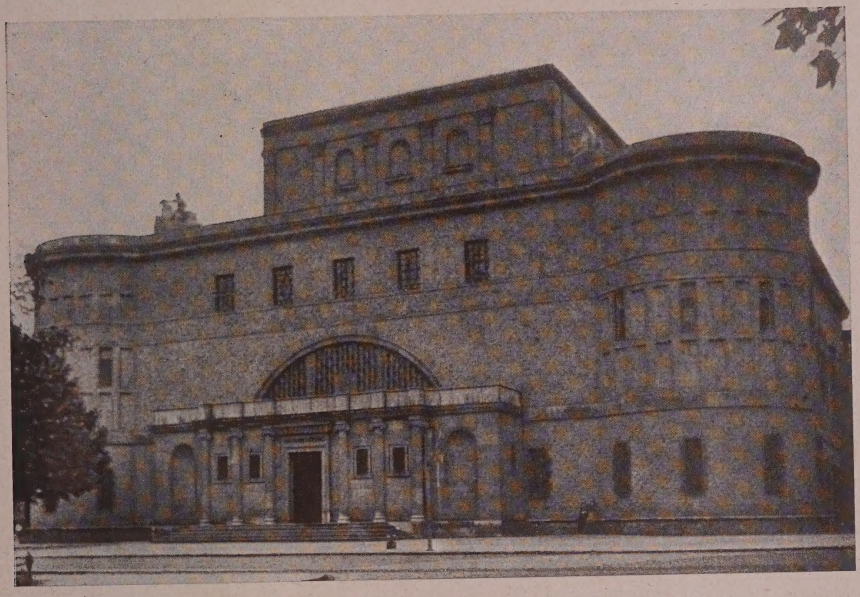

Abb. 33. Provinzialmuseum. Zu S. 142. (Phot. W. Warstat.)

böden auf. Doch auch die feuchten Niederungen beherbergen viele interessante Gewächse, von denen namentlich die Salzpflanzen auf den zahlreichen diluvialen und alluvialen Salzstellen der Gegend, deren Salzgehalt dem Zechstein entstammt, zu nennen sind. Die Moorgegenden der Heide sind jedoch in ihrem Bestand arg bedroht und bieten gegen früher nur noch wenige floristische Spezialitäten. Ebenso interessant ist unser Gebiet in pflanzengeographischer Hinsicht. Es verdankt seine große Zahl wärmeliebender Gewächse dem Umstande, daß es in der Jetztzeit vorausgehenden, feuchten Perioden klimatisch mehr begünstigt war als zahlreiche andere Gegenden Deutschlands. Es gleicht darin den Gebieten nördlich,

westlich und südlich von ihm, bis zur Ohre, dem Thüringer Wald und dem Fichtelgebirge, mit denen es eine pflanzengeographische Einheit bildet.

Die Fauna des Bezirks ist ebenfalls nicht arm an Formen. Es bieten das Gebiet des ehemaligen Salzigen Sees, das Sand- und Heideterrain und die mit spärlicher Vegetation bedeckten, verschiedenartigen Felspartien einer unterschiedlichen und charakteristischen Fauna ein Heim. Daß die endlosen Felder an allerlei Nagetieren reich sind, ist natürlich, auch einen seltenern Vogel bergen sie, die Großtrappe. Die Mansfelder Seen sind noch heute die Veranlassung, daß uns eine Menge Zugvögel besuchen, die hier alljährlich zweimal kürzere oder längere Rast halten, zum Teil auch ihr Brutgeschäft hier besorgen. Wieviel mehr war das früher der Fall, als der große Spiegel des Salzigen Sees noch das Auge erfreute! Eine dankenswerte Sammlung von Vögeln der Mansfelder Seen befindet sich im Eisleber Gymnasium. Die Rabeninsel bei Halle hat ihren Namen von der einstigen, ungeheuren Saatkrähenkolonie. Heute sind solche Kolonien, außer in der Heide, nur noch in einem Auegehölz weiter südlich und auf dem Saalwerder bei Wettin anzutreffen. Die reichlich vertretenen Mollusken der Gegend zeichnen sich durch nicht wenige seltene Arten aus. Dasselbe läßt sich auch von den Insekten sagen, und hier haben einige Spezies die Ehre, von Forschern wie Linné, Fabricius und dem oben im historischen Teil genannten hallischen Professor Germar zuerst beschrieben und zur Erinnerung an den Fundort mit Halensis bezeichnet zu sein. Die Ordnung der Hymenopteren ist auffällig artenreich vertreten. Eine Eigenheit sind ferner die Salzkäfer der Mansfelder Seen. Hinsichtlich der Salzfauna der Zweiflügler kommen als hochinteressant erst die etwas weiter abgelegenen, an Salztieren überhaupt noch reicheren Gegenden von Staßfurt, Frankenhausen und Artern in Frage. Für den Porphyr ist hingegen eine Spinnenart charakteristisch. Solcher Beispiele ließen sich noch manche anführen. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Rübennematode, die zur Ordnung der Würmer gehört, in Halles landwirtschaftlichem Institut die erste und gründlichste Erforschung erfahren hat.

Und nun wenden wir uns dem Menschen selbst zu. Wieviel Stämme vor den Thüringern hier nacheinander gesessen haben, wer kann es wissen. Sicher ist, daß die Zertrümmerung der Herrschaft dieses Volkes verschiedene Völkerschaften als Ansiedler unter der Botmäßigkeit der Franken hereingeführt hat, Schwaben, Frie-

sen, Hosingen. Dann kamen die Sorben und drängten von Osten über die Saale herüber. Bald setzte die Kolonisation der Lande zwischen Saale und Elbe durch die Deutschen ein. Alles dies hat in der Siedlungsgeschichte ein buntes Rätselbild entstehen lassen, das zu deuten man schon lange bemüht ist. Mitten in Halle sitzt die Sphinx selbst — die Halloren, die Salzsieder seit unvordenklichen Zeiten. Welchen Stammes sind sie? Jedem Kind ist ihre

Abb. 34. Lichthof des Provinzialmuseums. Zu S. 142.
(Phot. W. Warstat.)

eigentümliche Tracht bekannt. Jeder der alten und neuen Geschichtschreiber Halles verweilt bei ihren Privilegien. Die Studentenschaft nannte den Halloren Schwager und sah in ihm ihren treusten Verbündeten. Ihre Zahl schrumpft schon seit langem immer mehr zusammen. Und doch kommen die meisten Hallenser mit ihnen mindestens einmal in Berührung, sie werden nämlich von ihnen als den bevorrechteten Leichenträgern zu Grabe getragen. Aus dem späteren Mittelalter sind uns keine Bevölkerungsver-

schiebungen bekannt. Im hellen Lichte der neueren Geschichte kamen dann Pfälzer, Anhaltiner und Franzosen nach Halle. Was fing nun der Mensch hier an, was machte er aus dem Lande?

Halle liegt im Regenschatten des Harzes, hat also viele sonnige Tage im Jahr. Dies ist für die Landwirtschaft von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Der Löß und feinkörniger, hier und da mergeliger Lehm ist zudem ein guter Getreide- (Weizen und Gerste) und Rübenboden. Auch der Hafer liefert, wo er gebaut wird, die höchsten Erträge. Aber sein Anbau ist nicht rätlich, da er mit der Rübe gleicherweise der Nematodenplage unterworfen ist, diese Schädlinge also vermehren hilft. Wiesen dagegen finden sich nur in den Flußtälern, genügen demnach für die Viehzucht nicht. Dafür wird die Luzerne und auch die Esparsette mit Erfolg angebaut. Vorteilhaft macht sich die leistungsfähige Mischung von Groß- und Kleingrundbesitz geltend. In der Bearbeitung des Bodens marschierten die hiesigen Landwirte stets an der Spitze des Fortschritts, sei es mit der Anwendung des Dampfpflugs, der Drillhackkultur oder des künstlichen Düngers. Auch mit dem Anbau neuer, ertragreicherer Kulturvarietäten ging man voran. Die nähere Umgebung Halles gehört somit zu den landwirtschaftlich höchststehenden Gebieten Deutschlands. Der Gartenbau ist nur östlich der Stadt, in den „Küchendörfern", von Bedeutung, hier aber von einer solchen, daß selbst nach Leipzig, Chemnitz und anderen sächsischen Industrieorten Ausfuhr stattfinden kann. Der Viehstand ist infolge der Rübenkultur stark entwickelt, und Stallfütterung ist durchaus vorherrschend. Das Molkereiwesen nimmt immer mehr zu. Eine Spezialität der Rübenwirtschaft ist endlich noch die Hammelmästung, die zu einem blühenden Export geführt hat. Daß dem Studium der Landwirtschaft in Halle aus Lehrausflügen in diese hochentwickelten Betriebe eine hervorragende Förderung erwächst, ist augenscheinlich. Es kommt noch hinzu, daß sich die Landwirtschaftskammer in Halle befindet und die ihr gehörige „Versuchs- und Lehranstalt für Geflügelzucht" und „Agrikulturchemische Versuchsstation" den Studierenden offen stehen, indem die Leiter dieser Anstalten als Dozenten an der Universität wirken.

Die bunte Zusammensetzung des Untergrundes hat den Bewohnern unmittelbar viel genützt. Der Bergbau und die Gewinnung verwendbarer Erden und Sande blüht seit alters. Schon der Name „Halle" zeigt, daß die Nutzung der im „Thal zu Halle" aus dem Zechstein emporsteigenden Salzquellen uralt ist. Der nächstälteste

Betrieb ist der von Ton- und Lehmgruben, die sehr zahlreich sind. Dann kam wohl die Gewinnung von Bruchsteinen. Doch hat man hier im Anfang, verführt von der leichteren Erreichbarkeit und Bearbeitbarkeit, die untauglichen Sandsteine des Karbons und Rotliegenden benutzt. Alte hallische Gebäude zeigen die ausgewitterten Löcher in ihren Mauern. Später nahm man die harten

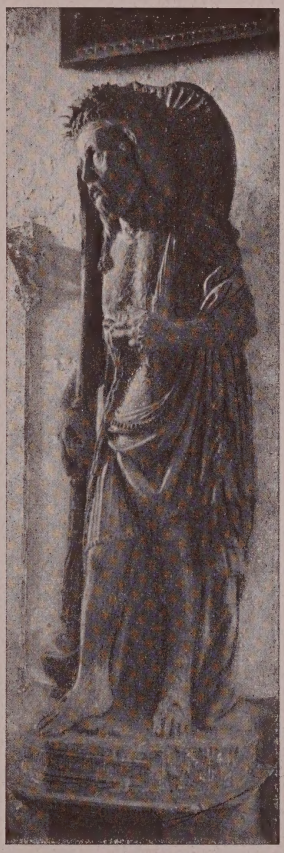

Abb. 35. Statuen in der Moritzkirche. Zu S. 144. (Phot. W. Warstat.)

Porphyre. Gewaltige Steinbrüche zeugen von der Beliebtheit des Materials, besonders als Pflasterstein und Schotter. Gute Sandsteine des Buntsandsteins gibt es nur im Salzketal und bei Trebitz an der Saale. Der Muschelkalk eignet sich, abgesehen von einigen auch Bausteine liefernden Schaumkalkbänken, meist nur zum Brennen, und erst in den letzten Jahrzehnten hat man den Wert eines

gewissen tonhaltigen Horizonts für die Zementfabrikation erkannt, was zur Anlage von zwei Werken geführt hat. Das erste auf bergmännische Weise gewonnene Produkt war seit dem Ausgange des Mittelalters die Steinkohle aus den Gruben bei Dölau, Wettin und Löbejün. Nur am letztgenannten Ort ist heute noch eine kleine Steinkohlengrube im Betrieb. In etwas weiterer Entfernung, im Mansfeldischen, war zwar schon im hohen Mittelalter der Bergbau auf Kupferschiefer, ein Glied des unteren Zechsteins, in Gang gekommen — noch heute eine der großartigsten Unternehmungen Deutschlands. Ihre Hüttenwerke haben sich mit großem Erfolge auf die Erzeugung hochwertiger Raffinaden mit gesuchten Eigenschaften gelegt, weil ja die Gruben an Ergiebigkeit und Billigkeit der Förderungsbedingungen mit dem Ausland den Wettbewerb nicht aushalten können. Die tertiären Braunkohlen wurden erst in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts voll gewertet, haben dann aber dank der Unerschöpflichkeit ihrer Lagerstätten an Wichtigkeit alles hier sonst Gewonnene in den Schatten gestellt. Sie werden unterirdisch und in riesigen Tagebauen ausgebeutet. Im letzteren Falle werden die darüber lagernden Sand- und Lehmschichten durch Trockenbagger entfernt. Neben diesem schwarzen Inhalt des Bergesinnern wurde auch das weiße Mark der Erde, der Kaolin, in immer steigendem Maße gefördert und weithin, bis ins Ausland, verfrachtet. Heute ist mancher Strich um Halle herum mit den blendendweißen Haufen der Porzellanerde geradezu übersät. Daneben ist noch der nach seiner Verwendbarkeit zur Herstellung feuerbeständiger Formen sogenannte Kapselton zu erwähnen. In jüngster Zeit hat nun, in Halles Nähe nur westwärts der Saale möglich, der Abbau der Kalisalze begonnen und zusehends an Ausdehnung gewonnen. Auch mit diesen ist die Gegend reich gesegnet. Es gehört deshalb zu den Traditionen des Mineralogischen Instituts der Universität, die Steinsalzpetrographie (auch experimentell) eingehend zu behandeln. An Sandgruben der verschiedensten Art fehlt es gleichfalls nicht. Grobe Saalkiese, feinere Diluvial- oder Flußsande und feinste, weiße Tertiärsande liegen oft nicht weit voneinander.

Auf Landwirtschaft und Bergbau basiert nun eine stark entwickelte Industrie, die sich auf die Stadt und einige große Industriedörfer verteilt. Die erste gewerbliche Gruppe umfaßt die Verarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse. Hierher gehören die vielen, glücklicherweise meist in den Händen der Landwirte gebliebe-

nen Zuckerfabriken, die technisch durchaus auf der Höhe stehen, ferner Malzfabriken, Weizenstärkefabriken, Preßhefefabriken, Bierbrauereien — weniger Brennereien — und einige große Mühlen nebst einer Unzahl Windmühlen, die aber mit der Zeit weniger werden. Die hallische Zuckerfabrik, früher eine der bedeutendsten, befaßt sich jetzt nur noch mit dem Raffinieren des Zuckers. Daneben

Abb. 36. Hauptportal zu den Wohnräumen und Prunksälen der Moritzburg. Zu S. 144. (Phot. W. Warstat.)

blüht die Essig-, Spiritus- und Zichorienfabrikation. Für die Landwirtschaft sorgen die Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen, deren Erzeugnisse weithin versandt werden. Auf den Reichtum an Ton und Porzellanerde gründen sich die zahlreichen Ziegeleien, eine Schamottewarenfabrik und eine Porzellanfabrik. Diejenigen Braunkohlen, welche sich dazu eignen, verarbeiten die Schwelereien zu Teer, aus

dem wieder Paraffin und Mineralöle hergestellt werden. Die Kaliförderung liefert die Rohstoffe für chemische Fabriken mancherlei Art. Nebenprodukte der Kupfergewinnung sind Schwefelsäure und Schlackensteine. Durch den sich in der hiesigen Gegend besonders geltend machenden Bedarf einerseits und die leicht erreichbare Braunkohle anderseits ist Halle der Sitz zahlreicher Gießereien, Dampfkesselfabriken, Maschinenfabriken aller Art und Werkzeugfabriken geworden. Den Gießereien kommt auch noch der bequeme und billige Bezug des nordwestlich von Halle gewonnenen Formsands zugute, der sonst weithin versandt wird. Auch ist bei Halle seit über 200 Jahren die Papierfabrikation ansässig und in neuester Zeit eine vielseitige Papierwarenindustrie. Schokolade- und Zuckerwarenfabriken finden wir ebenfalls seit alters, wo sie aber mehr durch ihren Honigkuchen berühmt waren. Außerdem sind noch zu nennen: eine Wagen- und eine Straßenbahnwagenfabrik, eine Kutschwagen- und Karosseriebaufirma, eine Spinnerei, Pianoforte- und Möbelfabriken, Mühlenbaugeschäfte und Fabriken für künstliche Blumen. Eine ganze Reihe, und darunter sehr leistungsfähige, Druckereien hat Halle vor allem seit Gründung der Universität aufzuweisen. Bemerkenswert ist die Canstеinsche Bibelanstalt, aus der in einem Zeitraum von über zwei Jahrhunderten unzählige Bibeln in die Welt gegangen sind. Den Studierenden der Physik und Chemie ist also in Halle besonders gute Gelegenheit geboten, Werke der Technik zu sehen und ihre sinnvolle Zweckmäßigkeit verstehen zu lernen.

Der Handel geht teils auf Landesprodukte und Verwandtes wie Getreide, Sämereien, Futtermittel, Vieh, Zucker, teils auf Kolonialwaren und Verwandtes wie Heringe, Öle, Fette, Drogen, Düngemittel, dann auf Kohlen, auf Bergwerks- und Hüttenprodukte, vor allem Braunkohlenerzeugnisse wie Mineralöle und Paraffin, auf Eisen und Eisenwaren, Baumaterialien, Holz, Papier und Papierwaren, Glas und Glaswaren, Leder und technische Artikel. In Bindegarnen ist Halle der größte Handelsplatz Deutschlands. Seitdem Halle Universitätsstadt ist, blüht hier auch ein weltbekannter Verlagsbuchhandel. Das Bankwesen war früher in der Hand von ein paar angesehenen Privatbanken und einer einheimischen Aktienbank. Erst in letzter Zeit haben auch einige fremde Aktienbanken Filialen hierher gelegt. Dank der soliden Fundierung und Geschäftsweise ist der Bankenmarkt von unliebsamen Erschütterungen in Halle stets freigeblieben. Von amtlichen Bankinstituten sind hier eine Reichsbankstelle und die Landschaftliche Bank der Provinz. Zwei

Versicherungsgesellschaften haben hier ihren Sitz, die Iduna, eine Lebensversicherung, und die Halensia, eine Viehversicherung. Beim Handel muß noch einmal an die überaus günstigen Bahnverbindungen erinnert werden. Außerdem ist hier die Saaleschiffahrt nochmals zu erwähnen. Seit 1885 haben wir die Kettenschleppschifffahrt von Hamburg bis Halle. In neuerer Zeit findet mit Hamburg und Berlin—Stettin auch ein Verkehr durch Frachtdampfer statt,

Abb. 37. Domportal. Zu S. 145. (Phot. W. Warstat.)

die, wenn's not tut, noch ein bis zwei Anhängekähne schleppen[1]). Die besonders in der Neuzeit zusehends gestiegene Wohlhabenheit der Einwohner Halles ermöglichte es diesen nun auch, für Zwecke der Hygiene und der Verschönerung ihres Wohnortes größere Aufwendungen zu machen. Auf die älteren Anlagen der vorzüglichen

[1]) Weitere Darstellung und Literaturangaben in „Heimatkunde des Saalkreises, einschließlich des Stadtkreises Halle und des Mansfelder Seekreises, hrsg. von Willi Ule". Halle a. d. S. 1909.

Wasserleitung und der Stadtpromenaden sei nur kurz hingewiesen. Der Gesundheitspflege dient neben zahlreichen, z. T. wie das Flora- und das Luisenbad schön im Grünen gelegenen, Flußbadeanstalten das städtische Hallenschwimmbad. Da Frauen und Männer getrennte Schwimmhallen haben, kann zu jeder Tageszeit gebadet werden. Einige Flußbäder sind mit Luftbädern verbunden. Die Stadt und private Unternehmer unterhalten auch eine ganze Reihe von Tennisplätzen. Die durch kilometerlange Felssprengungen sehr kostspielig gewordene, neue Kanalisation, die alle Abwässer nach dem unterhalb Halles gelegenen Tafelwerder in eine neuzeitliche Kläreinrichtung entführt, hat in den letzten Jahren zur Anlage malerischer und dank ihrem Plattenbelag bei jedem Wetter gleich gut gangbarer Uferpromenaden Gelegenheit gegeben. In früherer Zeit waren schon die durch einen alten Baumbestand ausgezeichneten Parkanlagen der Peißnitz von der Stadt der Öffentlichkeit gewonnen. Später gelang die Erwerbung des Bürgerparks — Reichardts Garten, in dem Goethe und viele große Geister der damaligen Zeit mehrfach geweilt haben — und des hochromantischen, um einen steilen Felsen sich gruppierenden Amtsgartens mit der auf einem Felswürfel thronenden Burgruine Giebichenstein (Abb. 31). Der Amtsgarten und der Giebichenstein bieten beide prächtige Blicke ins Saaltal. Hinzu kommen noch die schlichteren Anpflanzungen wie die Würfel- und die Ziegelwiese, die Klausberge[1]) mit der jedem Turner eine geweihte Stätte bedeutenden Jahnshöhle und der Eichendorffbank, deren denkmalartiges Mittelstück die Verse auf den Giebichenstein eingemeißelt trägt, die Cröllwitzer Felsen, die Pulverweiden, der Galgenberg. Der blütenreiche Fliederhain des freigegebenen Teils des Stadtgottesackers und die an Wochentagen abseits vom Getriebe des Lebens versonnen schlummernde Rabeninsel, wo Tiedge als Student so gern weilte und dichtete, verdienen ebenso genannt zu werden. Halle hat als echte deutsche Stadt natürlich auch sein Solbad, nach dem alten Sachsenherzog führt es den Namen „Bad Wittekind". Die dort im Sommer allwöchentlich zweimal stattfindenden Kurkonzerte erfreuen sich bei Bürgerschaft und Studenten regster Teilnahme. Es sitzt sich aber auch an heißen Sommertagen zu schön im Schatten der Bäume tief im Felsentale. Der nördlich anstoßende Berg, dessen geologische Rätsel noch immer der Lösung harren, ehe-

[1]) Ein später durch Sprengungen bei Anlegung des Leinpfades weggefallener Bergvorsprung unmittelbar an der Saale hieß die Höltybank und war u. a. der Lieblingsaufenthalt Ludwig Tiecks während seiner hallischen Studentenzeit.

mals des berühmten Mediziners Reil[1]) „spitzer Weinberg", ist seit 1901 zu einem zoologischen Garten umgewandelt, der für gewisse Tiergattungen ganz ihrer Natur entsprechende Gehege bietet. Er ist jetzt gleich Wittekind städtischer Besitz. Beim Besuch des Gartens ist man immer im Widerstreit, ob man mehr dem Tierbestande oder mehr den sich fast aller paar Schritte unerwartet darbietenden Ausblicken auf die Umgegend sein Augenmerk widmen soll.

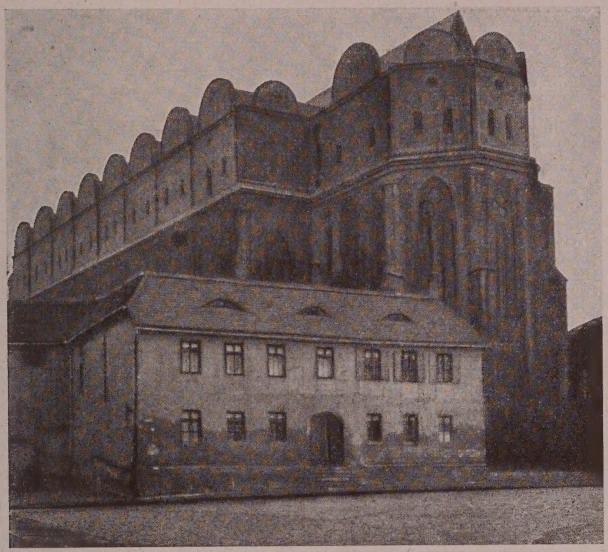

Abb. 38. Dom. Zu S. 146. (Phot. W. Warstat.)

In der Zeit, als die Romantiker für Halle schwärmten, als Eichendorff das Saaltal am Giebichenstein in seinem Erinnerungsgedicht

[1]) Zur Eröffnung der Spielzeit seiner Theatertruppe in Halle im Juni 1814 dichtete Goethe eine Fortsetzung von „Was wir bringen". Im 5. Auftritt ist Reils Berg als Ort der Handlung zugrunde gelegt. Dem edlen Manne wird in dem Vorspiel eine würdige Gedenkfeier bereitet.

Er lebt! lebt ewig in der Welt Gedächtnis,
Das von Geschlecht sich zu Geschlechtern reiht;
Sein Name wirkt, ein heiliges Vermächtnis,
In seinen Jüngern fort und fort erneut:
Und so in edler Nachfolg' und Gedächtnis
Gelangt die Tugend zur Unsterblichkeit.
Zu gleichem Preise sieht sich aufgefodert,
Wem gleicher Trieb im edlen Busen lodert!

Schluß des 5. Auftritts.

Sein Grabdenkmal auf dem Gipfel des Berges ist kürzlich von der Stadt Halle erneuert worden. Auch die am 17. Juli 1915 in den Anlagen der Kliniken enthüllte Büste Reils ist ein Zeichen der durch die hundertste Wiederkehr seines Todestages neu geweckten Dankbarkeit gegen den großen Arzt.

pries, fehlten noch die meisten der parkähnlichen Anlagen, nur Buschwerk füllte die Schluchten der kahlen Höhen, auch war das Ganze ländlicher, ohne den zuweilen zweifelhaften Schmuck hellfarbiger, hoher Häuser, und nicht verunziert durch große Fabrikbauten und das Gitterwerk einer Brücke. Es sei hervorgehoben, daß Halle bei den frühesten und spätesten Romantikern, von Wackenroder bis Fouqué, beliebt war. Von den entfernter gelegenen Gegenden erfreuen sich heute weniger die nach unsern Begriffen reizlosen Bierdörfer, die bei den Burschen des 18. Jahrhunderts in Aufnahme waren, als vielmehr die Heide mit ihren zahlreichen Wirtschaften und das Saaltal unterhalb Halles der Gunst der Ausflügler. Diese besuchen von letzterm vor allem das kleine Solbad Neu-Ragoczy, das malerische Bergstädtchen Wettin zu Füßen der Stammburg des gleichnamigen Fürstengeschlechts, das amphitheatermäßig in die Berge eingebettete Rothenburg und die noch weiter abwärts liegende Georgsburg; daneben noch am meisten den oben öfters genannten Petersberg.

Zu geselligen Vergnügungen findet der Student auf mannigfache Weise Gelegenheit. Wenn er sich wie sehr viele der „Freien Studentenschaft" anschließt, so leitet ihn diese zu einem geeigneten Kreise, sonst die gewählte Verbindung oder der gewählte Verein. Zuweilen können ihm auch einzelne Kommilitonen nützen, die zu hallischen Familien Beziehungen haben. Von diesen pflegt der Studierende dann zu den Konzerten oder Ballfestlichkeiten einer der drei großen Gesellschaften, der Vereinigten Berggesellschaft, die in Verbindung mit der Loge zu den drei Degen auf dem Jägerberg gegenüber der Moritzburg mit ihrem stattlichen Gebäudezug angesessen ist, der Stadtschützengesellschaft, die ihr geräumiges Heim am Königsplatz hat, oder der Neumarktschützengesellschaft, die einen schattigen Konzertgarten am Harz ihr eigen nennt, eingeführt zu werden. Daneben besteht noch eine besondere Ballgesellschaft (Kronprinzengesellschaft). Die ganze Bevölkerung mit sich reißende Veranstaltungen sind das herbstliche Pferderennen auf den Passendorfer Wiesen und der sommerliche Blumenkorso auf der Saale, wie überhaupt die Gondelfahrten, zumal des Abends beim Schein bunter Lampions und mit Musik, eine alte hallische Berühmtheit sind.

Später als in anderen, wirtschaftlich auf gleicher Stufe stehenden Städten Mitteldeutschlands, erst nach Luthers und Melanchthons Tode, 1565, schritt man in Halle zur Gründung einer höheren

Schule, des städtischen „Lutherischen Gymnasiums". Seit rund 1700 ist jedoch Halle in hervorragendem Maße Schulstadt, dank der Errichtung der Franckeschen Stiftungen, die zwei Gymnasien, das Königliche Pädagogium und die Lateinische Schule, brachte, und des königlichen reformierten, akademischen Gymnasiums; hatte es doch so das ganze 18. Jahrhundert über vier Gymnasien. Aller-

Abb. 39. Kanzel im Dom. Zu S. 146. (Phot. W. Warstat.)

dings wurden sie bald nach Ablauf des Jahrhunderts, 1808, zusammengelegt, so daß nur noch die beiden in den Stiftungen übrigblieben. Als heute vor 50 Jahren das städtische Gymnasium von neuem ins Leben gerufen wurde, ging kurz darauf das Pädagogium als selbständige Schule ein. Zu diesen zwei Gymnasien sind seitdem noch die unterdessen aufgekommenen Abarten hinzugetreten. Dem-

nach besitzt die Stadt heute ein städtisches Gymnasium und eins in den Franckeschen Stiftungen, ein Reformrealgymnasium, eine städtische Oberrealschule und eine in den Franckeschen Stiftungen, eine städtische Studienanstalt und Lyzeum und ein Oberlyzeum und Lyzeum in den Stiftungen.

Halle ist auch Vorort von einer Reihe wissenschaftlicher Gesellschaften, so von dem ältesten deutschen Geschichtsverein, dem Thüringisch-Sächsischen. Dieser veranstaltet regelmäßig Ausflüge nach historisch bemerkenswerten Punkten des bezeichneten Gebietes. Auch hat sich eine studentische Ortsgruppe unter dem Namen „Akademisch-historische Gesellschaft" gebildet. Hierbei ist zu bemerken, daß die historische Kommission der Provinz seit ihrer Begründung stets einen hallischen Professor zum Vorsitzenden und einen Universitätsbeamten für die Erledigung der Schriftsachen gehabt hat. Ferner sind hier zu nennen die Naturforschende Gesellschaft, die 1779 gegründet ist, der Naturwissenschaftliche Verein für Sachsen und Thüringen, der Sächsisch-Thüringische Verein für Erdkunde, dem der Studentische Verein für Erdkunde als korporatives Mitglied angehört, die Vereinigung zur Erforschung der heimischen Pflanzenwelt, die Entomologische Gesellschaft, die Kantgesellschaft, die Literarische Gesellschaft, die Numismatische Gesellschaft und der Verein für neuere Philologie. An der Spitze der meisten Vereine stehen Dozenten, und zu ihren Sitzungen wird Studierenden in entgegenkommendster Weise Zutritt gewährt. Dann ist die Stadt seit 1878 ständiger Sitz der 1652 gegründeten Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher, die früher an den jeweiligen Wohnort des jeweiligen Präsidenten gebunden war, also wie die Reichsregierung im Mittelalter ein Leben im Umherziehen führte. So kommt nun Halle die Anwesenheit der umfangreichen naturwissenschaftlichen Spezialbibliothek dieser Gesellschaft zugute. In letzterer Zeit sind mit dieser auch die Bücherbestände einiger der obengenannten, gleichstrebenden Vereine der Stadt vereinigt worden. Das Gebäude der Leopoldina, wie die Akademie kurz genannt wird, beherbergt nun noch ihren Antipoden, die Deutsche Morgenländische Gesellschaft mit ihrer ebenso wertvollen Bibliothek. Besonders praktisch ist, daß dies Gebäude unmittelbar neben der Universitätsbibliothek liegt. Überhaupt hat Halle an Bibliotheken keinen Mangel. Gegenüber der letztgenannten befindet sich das Oberbergamt, das ebenfalls eine bedeutende Fachbücherei sein eigen nennt. Die anderen Bibliotheken Halles

liegen weiter ab und sind auch schwerer zugänglich, da ihre Öffnungszeit nur eine ganz beschränkte ist. Diese sind die Hauptbibliothek der Franckeschen Stiftungen (Abb. 32), in der noch heute, was Räumlichkeit, Aufstellung und Bestand betrifft, der Geist des

Abb. 40. Statuen im Dom. Zu S. 146. (Nach Photographien des Kupferstichkabinetts der Universität Halle.)

18. Jahrhunderts waltet[1]), und die 1552 gegründete Marienbibliothek. In alter Zeit war die Marienbibliothek ein Institut, das sich der besonderen Fürsorge des Rates der Stadt zu erfreuen hatte, wenn sie auch immer als der Kirche U. L. Frauen zugehörig ange-

[1]) Hinzuweisen ist auch noch auf Missionsarchiv und -bibliothek der Stiftungen. Beides bietet den Jüngern der Missionswissenschaft für Spezialstudien reichen Stoff dar.

sehen wurde. Jetzt harrt sie der Gründung einer großzügigen Stadtbibliothek, um ihren kostbaren, pietätvoll zu pflegenden Kern zu bilden, quod deus bene vertat. Kurz zu erwähnen wäre noch die Bücherei der Handelskammer (mit ausgedehnter Öffnungszeit), die Bibliothek des Kunstgewerbevereins und die mit einer Lesehalle verbundene Volksbibliothek.

In Hinsicht der Museen ist von Halle natürlich nicht zu verlangen, daß es mit ehemaligen Residenzstädten oder den Sitzen des Welthandels in Wettbewerb treten soll. Dazu fehlen ihm die Mäzene, um es solchen Städten gleichzutun. Aber in seiner Art hat es mit kleinern Mitteln doch Tüchtiges geleistet. Sein Städtisches Museum zerfällt in zwei Abteilungen: die für moderne Gemälde auf dem Großen Berlin und die für Kunstgewerbe und alte Gemälde, räumlich verbunden mit der Riebeckſammlung vorder- und ostasiatischer Kunstgegenstände und Helwigs Südseesammlung, im ganz neu aufgeführten Südflügel der Moritzburg. Dieser ist äußerlich dem alten Talamt nachgebildet, dem Gerichts- und Rathaus des uralten Salzwirkerbezirks, der ja mitten in der Stadt ein Sonderdasein führte, und enthält im Innern mehrere Zimmer, deren sehenswerte Ausstattung aus jenem Hause bei seinem Abbruch der Nachwelt gerettet ist. In der Gemäldeabteilung veranschaulicht das Museum durch zielbewußte Pflege der neusten Malerei die Geschichte der Kunst unserer Zeit in einer Weise, die Beachtung verdient. Das Provinzialmuseum (Abb. 33, 34), das älteste Deutschlands, widmet sich seit einiger Zeit nur noch der Prähistorie. Es ist zugleich Landesanstalt für Vorgeschichtsforschung in der Provinz Sachsen und mit allen modernen Forschungs- und Darstellungsmitteln ausgerüstet. Das Museum bietet für die prähistorischen Vorlesungen an der Universität, die sein Direktor abhält, ein reiches Anschauungsmaterial dar.

An Theatern weist Halle zur Zeit nur das Stadttheater auf. Das private Neue Theater, in dem das Lustspiel besonders gepflegt wurde, ist eingegangen, soll aber als städtische Gründung demnächst wieder auferstehen. Jenes ist ein schöner Bau mit vorzüglicher Inneneinrichtung, der sich am Promenadenring gut ausnimmt. Es hat unter den beiden letzten Direktoren vielbeachtete Leistungen vor allem auf dem Gebiete der Oper hervorgebracht. Die leichtere Muse hat im Walhalla- und im Apollotheater ihre Stätte.

An Architektur- und Kunstschätzen[1]) ist die Stadt nie reich ge-

[1]) Hierzu Näheres bietet Max Sauerlandt: Halle a. d. S., Leipzig 1913 (Stätten der Kultur, Bd. 30); ferner die Federzeichnungen Hans von Volkmanns: Alt-Halle, T. 1—3. 1908—12.

wesen. Der Mangel an alten Profanbauten erklärt sich z. T. aus der Verarmung infolge der Kämpfe mit den Erzbischöfen und der Halle besonders hart zusetzenden drei großen Kriege. Und was sie in der letzten Zeit an monumentalen, dabei natürlich mehr oder minder stilreinen, Neubauten erhalten hat, hat sie an wirklichen Denkmälern der Baukunst mindestens eingebüßt, so unbarmherzig hat man abgerissen. Schon einmal, im 16. Jahrhundert, hat es geschienen, als ob sich der allmächtige Wille eines Kirchenfürsten und

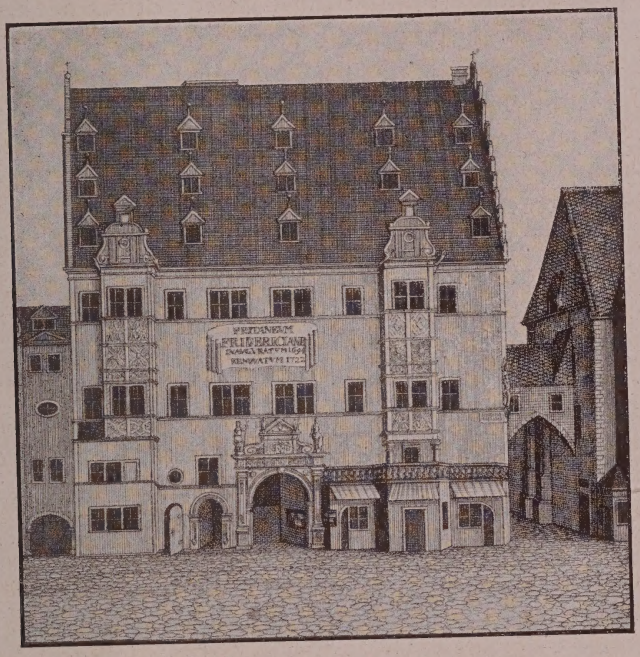

Abb. 41. Wagegebäude in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.
Aus: Dreyhaupt, Beschreibung des Saal-Creyses. Halle 1749.
Zu S. 148.

die ihm entgegentretende Reformation in der Aufräumung mit mittelalterlichen Baudenkmälern gegenseitig überbieten wollten. Aus der Zeit vor 1478 hat Halle nur zwei wertvolle Bauwerke aufzuweisen, die beide mit Aufwendung großer Mittel in Hausteinquadern aufgeführt worden sind: die Moritzkirche und den Roten Turm. Im Jahre 1581 begann man die bis dahin romanische Moritzkirche von Ost nach West niederzulegen und die Teile gotisch wieder aufzubauen. Mit der Fülle von Skulpturarbeit aber, die den östlichen Teil des Neubaus auszeichnet, konnte man den Kirchenum-

bau nicht weiterführen. Die westliche Partie ist bedeutend einfacher gehalten, und zu einem gotischen Turmpaar ist es nie gekommen. Der Künstler, der die mancherlei Statuen (Abb. 35) von ausgeprägtem Realismus außen an der Kirche und in ihrem Innern geschaffen hat, ist uns durch Inschrift und ein Selbstbildnis von feinster, geschlossener Wirkung überliefert; er heißt Konrad von Einbeck. Der gleichfalls gotische Rote Turm, an dem von 1418 bis 1506 gebaut wurde, ist der Akzent im Bilde Halles, mit den vier Türmen der Marienkirche vereinigt er sich zu den „Fünf Türmen am Salzquell". Man hat ihn auch einen steingewordenen Wasserstrahl genannt. Aber wie kam man zu dem ganz Ungewöhnlichen, einen Campanile in einer deutschen Stadt aufzurichten? „Zur Ehre Gottes, zur Zierde der Stadt und zur Abwehr böser Geister", besagt die Schlußurkunde. Jedenfalls ist er ein Zeichen machtvollen Bürgerstolzes. In der ersten Zeit ist der Anblick der turmreichen Marktgegend ein ganz anderer gewesen, da die Osttürme der heutigen Marienkirche ebenso spitz wie die Westtürme waren, aber zu einer zweiten Kirche gehörten, die bis dicht an den allein stehenden Turm heranreichte. Und dieses Bild würde uns die beabsichtigte Wirkung geben, nicht das heutige. Merkwürdig ist noch der ausgesprochen rechteckige Grundriß des Turmes, eine Folge des beschränkten Bauplatzes. An der Südostecke des erst 1825 nach einem Entwurf von Schinkel angefügten Backsteinsockelumbaues sieht man jetzt den riesigen, steinernen sog. Roland. Der hallische Roland ist insofern höchst beachtenswert, als er der einzige ist, der ungerüstet vor uns steht. Er wird deshalb auch von den Forschern, die andere Rolandsbilder als Spielfiguren ansprechen, für eine Darstellung des Gerichtsherrn, das heißt in diesem Falle des Burggrafen von Magdeburg bei der Hegung des hallischen Berggerichts, gehalten. Ein Denkmal wehrhaften Bürgertums aus alter Zeit haben wir in dem Leipziger Turm, dessen charaktervolle Ebenmäßigkeit und Einfachheit selbst zwischen den allzu hohen, modernen Häusern noch den Blick emporzieht.

Mit dem obengenannten Jahr 1478 beginnt nun die 200jährige Epoche „Halle als Residenz". In architektonischer Hinsicht können wir die Zeit bis 1541 als die der fürstlichen Renaissance zusammenfassen. Der erste Bau dieser Zeit (aber im spätgotischen Stil, vgl. später) ist das gewaltige Quadrat der Moritzburg (Abb. 36), einer der wuchtigsten Burgen Deutschlands, besonders wenn man bedenkt, daß der hoch über der Saale liegende Hofraum zwischen den ihn

umgebenden Gewölbesubstruktionen der Gebäude aufgefüllt ist. In den Jahren 1484 bis 1503 als Trutz-Halle erbaut, hatte die Burg nur einen Zugang vom Norden her, wo des Erzbischofs zweite Feste, der Giebichenstein, lag. Der Nachfolger des Erbauers lebte aber schon in solchem Einvernehmen mit der Stadt, daß er seiner Residenz (55 Jahre später wurde hier der brandenb. Kurfürst Johann Sigismund geboren) ein zweites Tor, und zwar nach Osten,

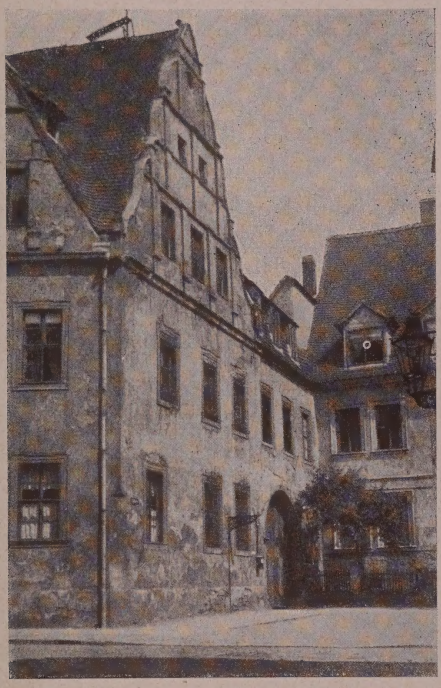

Abb. 42. Wohnhaus Christian Wolffs. Z. S. 149.
(Phot. W. Warstat.)

nach der Stadt zu, einbauen ließ. Dieser Nachfolger war der Kardinal Albrecht, der für die Veränderung des Stadtbildes von Halle die tiefgreifendsten Anregungen gab und auch selbst Bedeutendes leistete. Zuerst galt es ihm, für sein „Neues Stift", ein zur Pflege seines überaus kostbaren Reliquienschatzes bestimmtes Kollegiatstift, die frühgotische Klosterkirche der Dominikaner prunkvoll umzubauen (Abb. 37). Auch äußerlich sollte der bescheidene, schmucklose Bau nach etwas aussehen, und so wurden den „Hochwänden des Kirchenschiffes und des Chores die seltsamen, geschmacksgeschichtlich so interessanten Rundbogengiebel auf quadratischen Sockel-

stücken aufgesetzt, die wie eine große Mauerkrone das steile Satteldach verdecken (Abb. 38) und aus der Ferne gesehen dem Bau den Eindruck eines wuchtigen und machtvoll-stolzen Werkes geben". Die freigebige Ausschmückung des Innern mit Bildhauerarbeit im Stile der Frührenaissance (Abb. 39) erreichte ihren künstlerischen Höhepunkt in jenen 17 überlebensgroßen Statuen des „Meisters der hallischen Domskulpturen" (Abb. 40), eines Schülers des Mainzer Bildhauers Hans Backoffen. Die dramatische Belebtheit und dabei tiefe Beseeltheit dieser Figuren in ihren faltenreichen Gewändern zwischen formvollendeten, immer neu erfundenen Konsolen und Baldachinen ist erstaunlich und zeugt von hochbedeutender Kunst. Das Hallische Heiltum, wie jener Reliquienschatz genannt wurde — der Abgott von Halle, wie ihn Luther nannte —, die größte Kunstsammlung, die je in Halles Mauern bestanden hat, ist im Jahre 1520 durch den ältesten, nachweisbar hallischen Druck in Holzschnitten festgehalten worden. Bei seinem Wegzuge von Halle hat aber später der Kardinal sein Hab und Gut restlos mit sich genommen. Südlich der Stiftskirche wurde dann der „Neue Bau an der Saale" errichtet, der die geplante Universität beherbergen sollte und, als dieser Plan sich zerschlug, zu Albrechts Stadtresidenz ausgebaut wurde. Hier tat nach der Schlacht bei Mühlberg der Landgraf Philipp von Hessen vor Kaiser Karl V. fußfällig Abbitte. Dieser große Gebäudekomplex ist noch heute, zwar durch Teilneubauten arg entstellt, erhalten. Die segensreichste Tat Albrechts war nicht die Errichtung eines Gebäudes, sondern die Anregung zur Niederlegung eines solchen und zur Verlegung der Friedhöfe aus der Stadtmitte vor die Tore. Dadurch ist der geräumige, eindrucksvolle Marktplatz entstanden. Im Mittelalter war überhaupt kein freier Platz vorhanden gewesen. Der Westen war von zwei Kirchhöfen, die damals noch diese Bezeichnung von ihrer Lage her mit Recht führten, eingenommen, der Osten von Verkaufshallen, den sog. Scharren oder Krämen — heute hat sich Halle noch nicht wieder zu Markthallen aufgeschwungen. Diese Hallen hatte der Rat erst vor kurzem niederlegen lassen, als der Kardinal mit ihm einen noch weitergehenden Vertrag schloß. Demzufolge wurde die obenerwähnte, dem Roten Turm am nächsten stehende damalige Marienkirche endgültig abgebrochen, aber unter Erhaltung ihres Turmpaares, das mit dem der weiter westlich gelegenen damaligen Gertraudenkirche durch einen Neubau verbunden wurde. So entstand die heutige Hauptpfarrkirche U. L. Frauen oder Marienkirche. Die

Begräbnisplätze wurden eingezogen, und man belegte von da ab den heutigen Stadtgottesacker, der damals östlich der Stadt lag, und von dem noch die Rede sein wird. Mit Recht hat man diese „Äußerung des Raumempfindens" „das unvergänglichste Denkmal der Renaissancekultur in Halle" genannt[1]).
Wir kommen nun zur Spätgotik und bürgerlichen Renaissance.

Abb. 43. Gasthof zur goldenen Rose, Rannische Straße. Renaissancehaus aus der Zeit der Schüler Hofmanns. Z. S. 149. (Phot. W. Warstat.)

Die letztere setzte sich erst nach dem Fortgange des Kardinals von Halle durch (1541). Die erstere war schon zu seinen Zeiten und vor ihm herrschend gewesen. Außer bei der Moritzburg hatte sie aber nur bei Bürgerhäusern eine Rolle gespielt. Mehr noch als an Fensterumrahmungen hatte sich an den mit Sitznischen ausgestatteten

[1]) Eine eingehende und überaus treffende Beschreibung der eigenartigen Schönheit des hallischen Marktplatzes, die ja leider dem modernen Raumbedürfnis der einmündenden Verkehrswege immer mehr zum Opfer fällt, ist bei Sauerlandt, S. 80—88, nachzulesen. Mit ein paar kurzen Worten ist ihr nicht gerecht zu werden.

Portalen ihr Charakter ausgewirkt. Die letzte und reinste Äußerung der Spätgotik ist aber die obenerwähnte Marienkirche. Die von einem engmaschigen Rippennetz getragene, flachgebogene Decke ruht auf 20 freistehenden Pfeilern, so daß drei gleich hohe Schiffe entstehen. Ein Chor ist infolge des Hineingebautseins zwischen die beiden Turmpaare nicht vorhanden. Später erhielt die Kirche mit Renaissancemotiven versetzte Sandsteinemporen durch Nickel Hofmann, den größten Baumeister Halles. Auch von dem noch später erst eingefügten, beide Langseiten und die eine Schmalseite beklei-

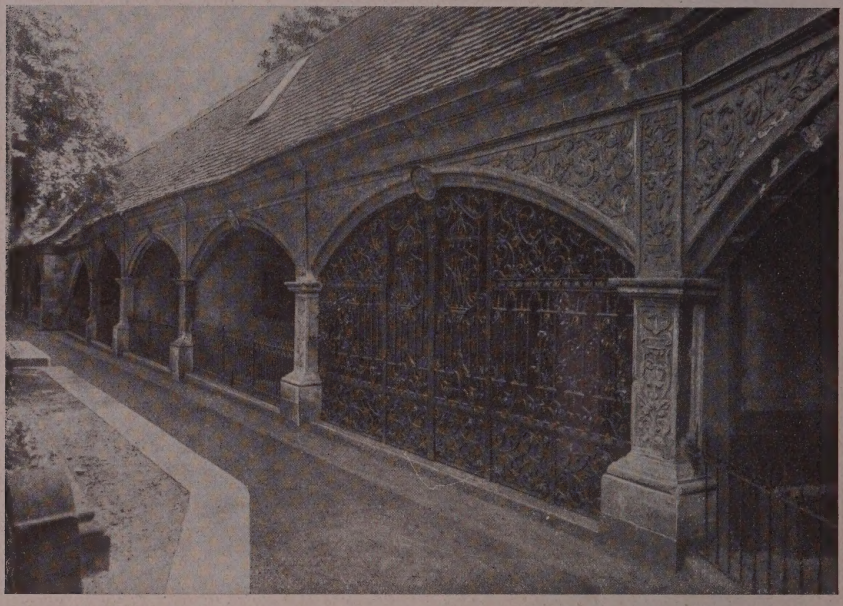

Abb. 44. Vom Stadtgottesacker. (Nach einer Photographie des Provinzialkonservators.)

denden, zweireihigen Gestühl in Renaissancecharakter kennen wir den Bildner; es war Antonius Pauwart von Ypern. Die Kirche besitzt ferner einen von Hans Cranach 1529 gemalten Wandelaltar. Um uns nun Nickel Hofmanns sonstigem Wirken zuzuwenden, so erbaute er das sich einst im Renaissanceschmuck bedeutend stattlicher ausnehmende Wagegebäude (Abb. 41) — eine Zeitlang Sitz der Universität, wie wir oben sahen — und leitete Umbauten am ewig veränderten Rathaus und an den Hausmannstürmen, den Osttürmen der Marienkirche. Auch dankten ihm viele Privatgebäude ihre Formvollendung; eins davon, Ecke Große Märkerstraße—Kleiner Berlin gelegen (Abb. 42), bewohnte 1 1/2 Jahrhundert später der

Philosoph Christian Wolff, und es ist heute noch größtenteils so erhalten. Der oben schon genannte, neue Gottesacker ist ebenfalls auf Hofmann und seine Schüler zurückzuführen. Der große vierseitige Raum ist nach der Weise eines italienischen Campo santo mit Grabbogen (Abb. 44) umgeben. Er ist die einzige monumentale Anlage dieser Art auf deutschem Boden. Die Zwickel der

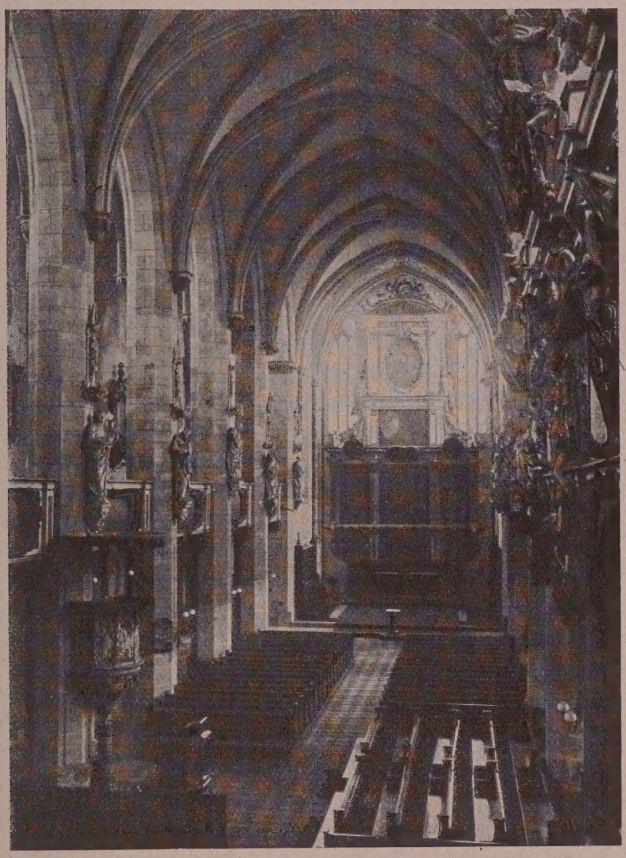

Abb. 45. Dom. Z. S. 151. (Phot. W. Warstat.)

Arkaden und die Pilaster sind mit reicher Steinmetzarbeit geschmückt. Die Ornamentik der älteren Arkaden steht unter dem Einfluß des Westfalen Heinrich Aldegrever. Auch kunstvoll geschmiedete Gitter haben einzelne Bogen noch jetzt aufzuweisen. Der Friedhof liegt nun heute doch wieder mitten in der Stadt. Aber auf seiner Höhe ist er trotz der Nähe zweier großen Verkehrsstraßen teils

durch Anlagen, teils durch dazwischen liegende Häuser dem Jagen und Treiben entrückt und durch seine obenbeschriebene Umfriedigung vor entweihendem Lärm geschützt. Auf diesem Erdenflecke ruhen die meisten der großen Männer, die im Verlaufe der Jahrhunderte Halle sein eigen nennen durfte: der Erbauer Nickel Hofmann, Gottfried Olearius, August Hermann Francke, Christian Thomasius, Christian von Wolff, Johann Christoph von Drey-

Abb. 46. Bürgerhaus aus der Zeit des Barocks. Harz 51.
(Phot. W. Warstat.)

haupt, Johann Salomo Semler, Theodor Meckel, J. G. E. Maaß, August Hermann Niemeyer, Wilhelm Gesenius, Peter Krukenberg, Gottfried Bernhardy, August Tholuck, Gustav Schwetschke, Richard von Volkmann, Max Maercker, um nur die bekannteren zu nennen.
Aus dem Zeitalter des Barocks weist Halle, trotzdem es nach wie vor Residenz blieb, doch keine irgendwie nennenswerten Baudenkmäler auf. Erst verhinderte ihre Entstehung der die Stadt immer wieder

heimsuchende Dreißigjährige Krieg. Dann war im Friedenschluß die Anwartschaft auf die Stadt den Hohenzollern zugesagt. Was Wunder, daß der Administrator aus dem Hause Wettin nichts Bleibendes hier schaffen wollte. Nur die Hofkirche (die Stiftskirche Albrechts, die heutige Domkirche) erfuhr einige Veränderungen im Stile der Zeit (Abb. 45). Von Bürgerhäusern mit den einfachsten Kennzeichen des Barocks sind zwar einige Beispiele noch vorhanden

Abb. 47. Ecke Schloßberg und Mühlberg. Zu S. 152.
(Phot. W. Warstat.)

(Abb. 46), aber von den mit reichem Holzrahmenwerk bekleideten Erkervorbauen, die in damaliger Zeit die Bürgerhäuser zu schmücken pflegten, ist nur einer, noch dazu in Wiederverwendung an einem Neubau, auf uns gekommen. Dem beginnenden 18. Jahrhundert gehört der trotz aller Schmucklosigkeit durch seine Größenverhältnisse wirkende, gewaltige Gebäudezug der Franckeschen Stiftungen an. Das Rokoko hat sich nur in einigen Privathäusern der Stadt

erhalten. In dem Universitätshauptgebäude haben wir ein Bauwerk im Stile des Berliner Klassizismus der Zeit Schinkels vor uns. Von den dürftigen Fachwerkhäuserchen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die aber oft einer traulichen Anmut nicht entbehren, ist noch manches vorhanden (Abb. 47). Von Bauten aus den letzten Jahrzehnten seien genannt: das schon erwähnte Stadttheater, als erstes Theater nach dem Brande des Wiener Ringtheaters erbaut, hat es lange als Vorbild der nun erreichten Sicherheit gegolten, das in romanischem Stil gehaltene Hauptpostgebäude, die auf einer Porphyrkuppe überragend dastehende, in Kreuzform mit zentralgelegenem Turmbau errichtete Pauluskirche, das Provinzialmuseum, das Zivilgericht, die St.-Franziskuskirche, der im Barockstil ausgeführte Neubau des Strafgerichts. Die fünf Türme am Salzquell kennzeichnen das Stadtbild heute nur noch, wenn man sich von den Auen im Südwesten her Halle nähert. Seitdem die Stadt die Hochflächen des Südens und Ostens erreicht hat, tritt für den Wanderer, der aus diesen Himmelsrichtungen kommt, die Johanniskirche und das Paul-Riebeckstift, bzw. der Wasserturm am Roßplatz und die Pauluskirche in den Vordergrund, während dem von Norden her der Stadt Zustrebenden die beinahe in Galgenberghöhe liegende, mit einem Krematorium verbundene Kapelle des Gertraudenfriedhofs weithin alles beherrschend sichtbar wird.

Von Kunstgewerbe und Kleinkunst ist aus Halles Vergangenheit mancherlei, wenn auch nicht eben gerade viel, erhalten. Künstlerisch wertvolle Arbeiten hallischer Goldschmiede aus dem 16. und 17. Jahrhundert birgt die Ulrichskirche und das städtische Museum.

Wir hatten oben einige Gebäude hallischer Behörden aufgeführt. Halle hat etwa ebensoviel Behörden aufzuweisen wie die Provinzialhauptstadt. Einige davon sind auch bei anderer Gelegenheit bereits erwähnt. Es haben folgende hier ihren Sitz: eine Eisenbahndirektion, eine Oberpostdirektion, ein Hauptzollamt, ein Oberbergamt, eine Handelskammer, eine Handwerkskammer, die Landwirtschaftskammer der Provinz mit zugehöriger Versuchsstation (z. T. im nahen Lauchstedt) und Kontrollstation, ein Land- und Amtsgericht, die Universität, ein Landgestüt, die Provinzialgeflügelzuchtanstalt, der Provinzialobstmustergarten (in Diemitz), eine Provinzialblindenanstalt und -taubstummenanstalt. An Militär wird hier eine gemischte Abteilung der Landesjägerbrigade (Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Pioniere) und eine Fliegerabteilung ihren Standort haben.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 5

I. Historischer Überblick

Die Universitäten Halle und Wittenberg vor ihrer Vereinigung i. J. 1817

Wittenberg:

Einleitung 9
Die Stadt Wittenberg 10
Gründung der Universität 11
Die Verfassung der Universität 12
Der Unterrichtsbetrieb 13
Luther und Melanchthon sowie ihre Mitarbeiter 14
Der Kryptocalvinismus Wittenbergs 19
Die Dozenten von Melanchthons Tod bis 1700 21
Wittenbergs Rückgang 26
Die Wittenberger Dozenten des 18. Jahrhunderts 27
Professorenleben in Wittenberg 31
Studentenleben in Wittenberg 33
Stipendien 35
Jubelfeste 36
Die Beamten der Universität 37
Die Universitätsverwandten 38
Die Institute und Gebäude der Universität 39
Wittenbergs Ende als Universitätsstadt 40

Halle:

Kardinal Albrechts Universitätsplan 45
Die Entstehung der heutigen Universität 47
Die Einrichtung der Hochschule 49
Die Verfassung und die Gerechtsame 50
Die erste Blütezeit (bis 1730) 51
Die unfruchtbare Übergangszeit (1730—60) 56
Die zweite Blütezeit (1760—1806) 58
Professorenleben im 18. Jahrhundert in Halle 63
Studentenleben im 18. Jahrhundert in Halle 66
Stipendien 74
Jubelfeste im 18. Jahrhundert 74
Die Beamten der Universität 75
Die Universitätsverwandten 76
Die Institute und Gebäude der Universität 76
Halle unter französischer Herrschaft 77

Vereinigung beider Hochschulen im Jahre 1817 80

Die hallische Universität seit der Vereinigung im Jahre 1817

Verschärfte Staatsaufsicht 85
Die Dozenten
Theologen 86
Juristen 89
Mediziner 90
Philosophen 92

Professorenleben im 19. Jahrhundert in Halle 101
Studentenleben im 19. Jahrhundert in Halle 104
Jubelfeste 107
Stiftungen 108
Die Institute und Gebäude der Universität 112

II. Halle und Umgebung

Verkehrswege 121
Klima 122
Natürliche Lage 123
Bodenbau 124
Geologie 125
Flora 126
Fauna 128
Der Mensch 128
Landwirtschaft 130
Bergbau 130
Industrie 132
Handel 134
Hygienisches und Spaziergänge 135
Gesellige Vergnügungen 138
Schulen 138
Wissenschaftliche Gesellschaften 140
Bibliotheken 140
Museen 142
Theater 142
Architektur und Kunst 142
Behörden 152

Im Furche-Verlag sind ferner erschienen:

In der Reihe der „Stätten der Bildung“ erschien als erster Band:

Leipzig
als Bildungsstätte

Herausgegeben im Auftrage des Senats der Universität Leipzig durch Geheimrat Prof. Dr. Rudolf Kittel, derzeitiger Rektor der Universität Leipzig

Druckanordnung und Ausstattung von Walter Tiemann

In Steifdeckeel 7.50 Mark / In Pappband 9 Mark

Wissenschaft und Handel, Universität und Messe, so wenig sie sonst miteinander gemein haben, für Leipzig bilden sie die Grundlage seiner Größe und seines Ruhms; alles, was Leipzigs Namen berühmt gemacht hat, Literatur und Kunst, Musik und Theater, Buchdruck und Buchhandel, das ist auf dem Boden, den die Universität und Messe bereitet haben, langsam emporgewachsen. Schon früher war Leipzig nicht nur ein Vorort deutschen Handels, sondern auch ein Vorort deutscher Kultur und Literatur. Ein Gottsched und ein Gellert haben hier gelehrt, Lessing und Goethe haben hier Eindrücke erhalten, die für ihr Leben entscheidend gewesen sind. Die Geschichte des deutschen Theaters ist mit Leipzigs Messen eng verbunden. Die Geschichte der deutschen Musik nennt mit Auszeichnung die Namen der Thomaskantoren, unter denen Johann Sebastian Bach alle Zeitgenossen überragt. Über die Bedeutung Leipzigs als Buchhändlerstadt zu sprechen, erübrigt sich hier. So ist Leipzig für den Einheimischen und Fremden, der seine Universität, seine Konservatorien oder seine Mustermessen besucht, nicht nur eine Stadt reger und fruchtbarer Arbeit, sondern auch eine Stätte edler Bildung.

Furche-Verlag / Berlin NW 7

Der Neudruck der Wittenberger Septemberbibel vom Jahre 1522

Das Newe Testament Deutzsch
Vuittemberg

Ungekürzter und unveränderter Neudruck der ersten Ausgabe von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments, der Septemberbibel vom Jahre 1522. Herausgegeben von D. Dr. G. Kawerau † und Dr. theol. O. Reichert-Giersdorf. Mit einer als Beilage eingefügten geschichtlichen Einführung von D. Kawerau. Gedruckt nach Angaben und unter Aufsicht von Prof. F. H. Ehmcke bei Knorr & Hirth in München in der Ehmcke-Schwabacher. Die ungefähr 200 handgemalten farbigen Initialen der Vorzugsausgabe von Anna Simons.

In Edelpappband mit Pergamentvorstößen und -ecken 25 Mark
Numerierte Vorzugsausgabe auf handgeschöpftem Bütten mit 200 handgemalten Initialen von Anna Simons 150 Mark

Im Dezember 1521 begegnen wir in den Briefen Luthers, der seit Mai dieses Jahres auf der Wartburg den Schutz seines Kurfürsten gegen die bedrohlichen Folgen der Reichsacht genoß, der Ankündigung, er sei mit der Übersetzung des Neuen Testaments ins Deutsche beschäftigt. Im März 1522, nach seiner Rückkehr nach Wittenberg, konnte er sich an die Durchsicht und Verbesserung seiner auf der Wartburg begonnenen Übersetzung machen, wobei ihm Melanchthon sein treuer Gehilfe war. War ein Stück des Manuskriptes durchgesehen und der Text festgestellt, so wanderte es zum Drucker, der Melchior Lotther der Jüngere in Wittenberg war. Schon im September 1522 war der Druck des umfangreichen Buches beendet, und trotz des hohen Preises mußte schon im Dezember desselben Jahres eine zweite Auflage ausgegeben werden, und rasch folgten neue Auflagen und nicht minder (nach heutiger Auffassung: unbefugte) Nachdrucke anderer Druckerverleger. Zum Unterschied von der zweiten Auflage und den übrigen Ausgaben führt der erste Druck den Namen Septemberbibel. Und diese erste Ausgabe, die das Neue Testament den Deutschen in ihrer Sprache brachte, ist die Vorlage für den Neudruck gewesen, den wir jetzt denen darbieten können, die sich trotz aller Textrevisionen und Neuübertragungen den Sinn und die Freude für die Wucht und die Würde des ursprünglichen Lutherwortes in heiligen Texten gewahrt haben. In handlichem Umfange bringt unsere Ausgabe den ungeänderten Text der Ausgabe von 1522 und verzichtet auch nicht auf die vollständige Wiedergabe der bedeutsamen Zugaben, die Luthers Hand der ersten Ausgabe beigefügt hatte. So, was man leider ungefähr seit dem 30jährigen Kriege in unseren Bibeln nicht mehr liest, eine Reihe von Vorreden, wie eine auf das Ganze des Neuen Testaments, in der er betont, daß dieses Buch „das Evangelium und Gottes Verheißung, daneben auch Geschichte beider derer, die daran glauben und nicht glauben" enthält; daran schließt sich eine kurze Belehrung darüber, „welches die reinsten und edelsten Bücher des Neuen Testaments sind". Dann besondere Vorreden bei den einzelnen Briefen, am ausführlichsten bei dem Römerbrief, in dem er die Hauptbegriffe dieses Briefes erläutert: Gesetz und Sünde, Gnade, Glaube, Gerechtigkeit, Fleisch und Geist. Und noch zwei andere kleine Beigaben sind wertvoll. Einmal die Glossen oder Marginalien, das sind bald kürzere, bald ausführlichere Randbemerkungen, in denen Luther dem Leser das sprachliche oder inhaltliche Verständnis manch schwieriger Textstelle schlicht und lichtvoll eröffnet; dann das Register über die Bücher des Neuen Testaments, ein Zeugnis von Luthers innerer Freiheit und Selbständigkeit, worüber die Einführung das Nötige sagt.

Furche-Verlag / Berlin NW 7

Veröffentlichungen der Zentralstelle für Berufsberatung

Die akademischen Berufe

Herausgegeben von der deutschen Zentralstelle für Berufsberatung der Akademiker in Berlin

Band 1: Die Berufsberatung der Akademiker.

In Steifdeckel 8 Mk. / In Pappband 10 Mk.

Band 2: Der Theologe.

Pfarrer D. Schneider: Der evangelische Theologe im Dienste der heimatlichen Kirche und Gemeinde / Geh. Konsistorialrat Prof. Dr. Mahling: Der evangelische Theologe im Dienste der Inneren Mission, der christlichen Liebestätigkeit und der sozialen Wohlfahrtspflege / Prof. D. Richter: Der evangelische Theologe im Dienste der Äußeren Mission und der Auslandsgemeinde / Dr. Nieder: Der katholische Theologe als kirchlicher Beamter / Generalsekretär Dr. Schwer: Außerkirchliche, soziale Tätigkeit des katholischen Theologen.

In Steifdeckel 4 Mk. / In Pappband 6 Mk.

Band 3: Der Philologe.

Studienrat Dr. Paul Trautwein: Der akademisch gebildete Lehrer / Oberbibliothekar Prof. Dr. Heinrich Simon: Der Bibliothekar / Geheimer Staatsarchivar Archivrat Dr. Müsebeck: Der Archivar / Prof. Dr. Timerding: Der Berufskreis des Naturwissenschaftlers außerhalb des Oberlehrerberufes.

In Steifdeckel 4 Mk. / In Pappband 6 Mk.

Band 4: Der Mediziner.

Sanitätsrat Dr. Sardemann: Der praktische Arzt / Zahnarzt Scheele: Der Zahnarzt / Dr. Schäfer: Der Tierarzt / Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Thoms: Der Apotheker. In Steifdeckel 4.50 Mk. / In Pappband 6.50 Mk.

Band 5: Der Jurist und Volkswirt.

Geh. Justizrat Kade: Der Richter / Geh. Justizrat Wreschner: Der Rechtsanwalt / Reg.-Ass. v. Kameke: Der höhere Verwaltungsbeamte / Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Franz: Der Ingenieur als Verwaltungsbeamter / Syndikus Dr. Krüger: Der Berufskreis des praktischen Volkswirtes / Oberbürgermeister Dr. Most: Der Kommunalbeamte / Prof. Dr. Zimmermann: Der Akademiker als Beamter der sozialen Fürsorge / Justizrat Dr. Waldschmidt: Der Akademiker als Verwaltungsbeamter der Industrie / Prof. Dr. Bernstein: Der Statistiker und der Versicherungsbeamte.

In Steifdeckel 8 Mk. / In Pappband 10 Mk.

Band 6: Der Techniker.

Prof. Dr. Matschoß: Der Ingenieur / Baurat Michaelis: Der Architekt / Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Nachtweh: Der Maschineningenieur / Geh. Marinebaurat Prof. Dr. Hüllmann: Der Schiffsbauingenieur / Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. de Thierry: Der Bauingenieur / Prof. Goldschmidt: Der Chemiker / Prof. Krahmann: Der Bergingenieur und der Geologe / Militärbaumeister Dr. Schulz: Der Hütteningenieur. In Steifdeckel 8 Mk. / In Pappband 10 Mk.

Furche-Verlag / Berlin NW 7

In der „Hochschulbücherei" erschien als erster Band:

Der Student und die Hochschule

Eine Einführung in das Hochschulleben

von Dr. Werner Mahrholz

In Steifumschlag 4 Mk. / In Pappband 6 Mk.

Inhalt: Romantik und Realismus im Hochschulleben / Die Überlegungen des Mulus / Die Wirklichkeit der Hochschule / Studentische Wirtschaftsführung / Der Student als politisches und soziales Wesen / Der Student und die studentische Gemeinschaft / Der Student und die großen Lebensmächte / Thesen zur Hochschulreform

Diese Schrift beabsichtigt eine Einführung in die wirklichen Probleme der heutigen Hochschule zu geben — eine Einführung für Professoren, für Studenten und für jeden Deutschen, dem die Höherbildung unserer Nation am Herzen liegt. In dieser Absicht wurde das Buch ganz von selbst eine Kampfschrift gegen eine veraltete Ideologie und zugleich ein Versuch, die neue Hochschule auf letzte, lebenswichtige Ideen zu bringen. Der Verfasser hat sich bemüht, alle Lebensverhältnisse und Lebenstatsachen, die auf die Hochschule Bezug haben, in den Umkreis dieser Darstellung zu ziehen und zugleich durch Heranziehung aller wichtigen Literatur zur Hochschulfrage ein Nachschlagebuch über Hochschuldinge zu schaffen. Es ist nicht nur ein Buch der Kritik und der Reform, sondern ein Buch, das als Einleitung in das akademische Studium gerade auch dem angehenden Studenten dienen will, indem es ihm den Inhalt seines Studentenlebens und seiner Verpflichtungen als akademischer Bürger darzustellen unternimmt. So wendet sich das Buch an jenen weiten Kreis von Menschen, dem die Hochschule in irgendeinem Sinn wichtig ist: an die Hochschullehrer, die Studenten, die Väter und an jenen Gebildeten, der die Verpflichtung gegen geistige Güter fühlt, zu deren höchstes unsere wissenschaftliche Bildung heut und, so hoffen wir, in alle Zukunft zu rechnen ist.

Furche-Verlag / Berlin NW 7

Die Bücher des Furche-Verlages sind in allen gut-
geleiteten Buchhandlungen vorrätig

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01845 3858